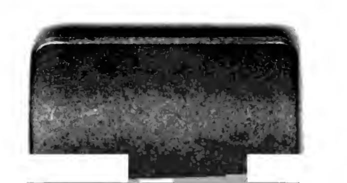
HUMOR UND SATIRE AUS ISAR-ATHEN

Th. v. d Ammer





Münchener Bilderbogen.

Humor und Satire

aus

Isar-Athen

von

Th. v. d. Ammer.

München, 1878.
Commissionsverlag von Ph. Höpfner.

Münchener Bilderbogen.

Humor und Satire aus Isar-Athen

von

Th. v. d. Ammer.

München.

Commissionsverlag von Ph. Höpfner.

Vorrede.

„Als eines Affen allerletztes Resultat
Der Mensch sich zu betrachten hat."
Herr Häckel sagt's mit Zuversicht
Und schimpft recht grob, glaubt man ihm nicht.
Wenn nun ein solches Resultat,
Das lang in München gebummelt hat,
Ein Büchlein über München schreibt,
Und, was die Menschheit dorten treibt,
Der Welt mit Scherz und Witz erzählt
Und auch die Fehler nicht verhehlt,
Die es bald hier bald dort entdeckt,
Aus Uebermuth ein Bischen neckt,
Es Mancher gleich gar boshaft schilt,
Weil er sich gut getroffen fühlt.
Doch ich versicher' auf meine Ehr'
Wenn ich wirklich boshaft wär',
Ich hätte an gar manchem Ort,

Gewußt ein zehnmal gröberes Wort.
Wer meine Geißel hat gespürt,
Dem hat sie nur noch mehr gebührt.
Daß ich aus Uebermuth oft hab' gelacht,
Zur Sünde wird's wohl nicht gemacht?
Der Kluge lacht mit dem närr'schen Wicht,
Und für „Philister" schreib ich nicht.
Zum Schlusse sei es nicht verhehlt,
Daß an dem Buch gar Manches fehlt.
Gar mancher Witz nach Kalau zeigt,
Der Styl auch nicht zur Klassik neigt.
Doch bitt' ich, sei es wohlbedacht,
Daß rein nichts wird zur Welt gebracht,
Denn, wie mein Buch, hat Jedermann,
Sei's hier, sei's dort, ein Fleckchen dran.
Ihr seid, wie ich, meine Critici,
Nach Häckel nur ein — Enkelvieh!

Dresden, im Oktober 1877.

Th. v. d. Ammer.

Erster Bilderbogen.

Handelt von der äußeren Physiognomie der löbl. Stadt Isar-Athen.

Es kann fraglich sein, was interessanter sei, Isar-Athen oder die Isar-Athener. Da mir Leute von gutem Geschmack aber ganz bestimmt nicht die Isar-Athener als besonders interessant bezeichnet haben, will ich erst von schmackhaften Dingen sprechen, ehe ich von den Isar-Athenern spreche.

München, das, weil es an der Isar liegt, und unter seinem großen Könige Ludwig I. eine Geistesgroßstadt ersten Ranges war, Isar-Athen hieß, wird auch jetzt noch zuweilen so genannt, jedoch nur aus dem Grunde, weil es noch immer an der Isar liegt, während in der Geistesgroßstadt der Geist mit seiner Größe bedeutend ausgelassen hat. Es pflegt von Fremden die schönste deutsche Stadt genannt zu werden, nicht nur wegen der Prachtbauten des Poststadels, der Salzstadel-

kaserne, des Hofbräuhauses und der Hofjägemühle, sondern auch wegen seiner schönen Straßen, seinen Kirchen und anderen Bauwerken.

München hat 200,000 Einwohner und über 900 Wirthshäuser, eine Universität, ein Polytechnikum und zwei Leihhäuser, eine Synagoge und mehrere Zeitungsdruckereien, unter denen die der Neuesten Nachrichten besonders hervorzuheben ist. Andere Merkwürdigkeiten sind in allen Fremdenführern zu finden.

Wir beginnen die Betrachtung der Stadt vom Bahnhofe aus. Wenn wir den Bahnhofplatz überschreiten begegnet uns alsbald ein allerliebstes Dingelchen. Es ist ein blau und weiß bemalter zierlicher Wagen, wie er auf keinem Weihnachtsmarkte schöner und lieblicher zu finden. Ein kleines Rößlein zieht denselben, von einem Kutscher gelenkt, der mit einem Pfeifchen recht belustigend die Eisenbahn nachmacht. Dieses wundernette Spielzeug ist die Münchener Tramway. Gleichzeitig begegnen wir auch einem recht schmutzigen, wackligen Karren mit einem zerlumpten Kutscher, welcher zwei Gespenster, die früher Pferde waren, mit seiner Peitsche zum Weiterkriechen antreibt. Dies ist der Stadtomnibus.

Am Bahnhofplatze begrüßt uns die Gestalt des in früheren Jahren durch die Bierkrawalle bekannten Sterngartens, aus welchem Bierdunst und Blechmusik dem Besucher Isar-Athens sofort entgegenwinkt. Weiter

oben in der Schützenstraße erhebt sich oder erhob sich wenigstens bis in die neueste Zeit die monumentale Originalität des Poststadels, welche die Vorzüge Münchens vor Moosburg oder Tirschenreuth in zweifelhaftes Licht stellte. Jetzt soll das schiefe rosenrothe Wahrzeichen postalischer Bescheidenheit einem Miethpalaste Platz machen, der sich seinen schönen Nachbarn Hotel Bellevue und Hotel Stachus würdig anschließt. Das Ereigniß wird in maßgebenden Kreisen als unfehlbares Symptom der von boshaften Leuten hartnäckig geleugneten Großstadttalente Münchens gefeiert, denn zu einer Großstadt braucht es nichts, als alte Trümmer wegreißen und neue Kartenbauten aufführen, nach welcher Anschauung es nur einer genügenden Anzahl von Maurern und Mörtelbuben bedürfte, um aus Feldmoching oder Berg am Laim ein bayerisches Paris zu machen, und je dicker die Hausherrn desto vollendeter wäre die Großstadt.

Am Karlsplatzrondelle stehen wir vor drei Wegen in die Stadt durchs Karlsthor, links an den Dultplatz, rechts in die Sonnenstraße. Wir wollen erst nach beideren letztern Richtungen excursionsweise abschweifen. Am Karlsplatze noch, gerade vor der einem cavalleristischen Tränkkübel nicht unähnlichen protestantischen Kirche erheben sich in der Art, wie die Todten in den altgermanischen Reihengräbern zu liegen pflegten, kleine mit Gesträuch bewachsene Erdaufwürfe, welche der Volksmund Düppler Schanzen getauft hat, und welche eine

an landschaftlicher Phantasie mit Eisenbahndämmen wetteifernde Anlage bilden. Hinter der protestantischen Kirche dehnt sich die schöne Sonnenstraße aus mit schattenspendenden Baumanlagen. In dieser Straße befindet sich ein rothes Gebäude zur Aufnahme von Damen bestimmt, welche ob allzugroßen Körperumfanges bis zur Wiedergewinnung eines normalen Volumens daselbst einige Zeit Wohnung und Kost nehmen. Auf der andern Seite der Straße gerade den beiden Endpunkten dieses großen Damenpensionates gegenüber befinden sich das café chantant, „Westendhalle" und der öffentliche Tanzsalon „Orpheum". Abgesehen von dieser Nachbarschaft dreier Gebäude, welche sich vielfach unter dem logischen Begriffe von Ursache und Wirkung betrachten lassen, bietet eben jenes Institut für höhere Weiblichkeit noch besonderes Interesse namentlich für phantasievolle Bildhauer. Am Portale desselben nämlich hat der Architekt zwei Säulen als Postamente für allegorische Figuren placirt, ohne daß es jedoch gelungen wäre bis jetzt eine passende allegorische Skulptur auf die genannten Säulen stellen zu können. Man hat an Mars und Venus, an Europa mit Jupiter und Leda mit dem Schwane und ähnliche mythologische Scenen gedacht, dieselben aber ob des allzu leichten Kostümes der betheiligten Personen im Hinblicke auf die feiertagsschulpflichtige Jugend nicht zugelassen, aus der biblischen Geschichte aber wie z. B. Judith und Holofernes, David und

Bethsabe, die Stoffe aus Rücksicht auf die werktagschulpflichtige Jugend und ihre Interpretation des Bibelunterrichtes vermieden. Man dachte schon an die Heiligenlegende, die Büßerin Magdalena und den heiligen Antonius, wollte aber hier wegen der confessionellen Parität der Pensionärinnen keinen Grund zu Klagen geben. So bleibt es einem künstlerischen Genie noch immer vorbehalten, etwa aus der modernen Geschichte passende Gestalten für die ihre Zwecklosigkeit bedauernden Säulen zu finden.

Wir machen nun Kehrt und wenden uns den Karlsplatz nochmal überschreitend dem Dult- oder Maximiliansplatze zu.

Die Dult d. h. der an Dreikönig und Jakobi stattfindende Jahrmarkt ist verschwunden und in die Vorstadt Haidhausen verdrängt worden. Dort wo der Lateinschüler seiner Zeit in einer Bude eine etwas allzu einfach kostümirte Riesendame besuchte und bei seinem Austritte aus dem verbotenen Paradiese von dem zufällig des Weges kommenden Hauslehrer coram publico bei den Ohren gefaßt wurde, blüht jetzt eine Anlage für Kindermädchen mit Kindern bis Sonnenuntergang und für Kindermädchen mit Unterofficieren nach Sonnenuntergang. Unmittelbar an dieser Anlage ragt aus einem Bosquet eine eherne Mannsperson mit einer Lyra und einem Lorbeerkranze. Statt einem Rocke ist dieselbe mit einem arg verwickelten Leintuche bekleidet. Wenn

wir das Denkmal ganz umgehen, bemerken wir auf der Rückseite ein bei so leichtem Kostüme arg in's Auge fallendes Defizit, das namentlich für ein Individuum mit sitzender Beschäftigung empfindlich werden dürfte. Diese eherne Persönlichkeit nun ist nicht etwa die Carricatur eines altrömischen Liedertafelvorstandes, sondern das Standbild — Goethe's! Es ist dies noch nicht das unglücklichste Monument in München. Wir werden noch unglücklichere kennen lernen. Vom Goethedenkmal gehen wir am englischen Cafe vorbei — heißt es englisch, weil dort zuweilen einem Engel die Geduld ausgehen konnte oder weil nur ein Engländer so verrückt sein kann, dort die beste Restauration von München zu suchen? — an die neue Stadtanlage oder „Wandelbahn", sehr empfehlenswerth für solche, welche die sonderbare Passion haben, immer im Kreise und Hügelchen auf Hügelchen ab wendeltreppenartig sich auszulaufen. Vorläufig zeigen sich dort nur Gras und Kies, doch steht es in sicherster Aussicht, daß solche Narren, durch Bosquets versteckt, ihre Promenaden heimlich vollziehen können. Wir kehren zum Karlsthor zurück und gehen durch die Neuhauser- und Kaufingerstraße dem Centrum der Stadt zu. Diese beiden Straßen gehören zu den ältesten Münchens, was zwar nicht am Cafe Karlsthor und Cafe Danner sichtbar ist, denn die Unterhändler und Wucherer, die in letzterem verkehren, gehören zu den neuesten Stadtplagen, wohl aber an den drei echt ur-

wüchsigen Bräulokalen Pschorr, Augustiner und Spaten und an der Akademie mit der Michaelshofkirche. Der bescheidene Münchener Handelsverkehr kulminirt in diesen beiden Straßen. Im Uebrigen sind die Häuser zwar alt, aber nicht alt genug, um für einen deutschen Alterthumsforscher interessant zu sein und der Verkehr zwar nicht so rege, wie in den Hauptverkehrsstraßen Wiens, aber unbequemer, weil der Münchener aus alter Gewohnheit lieber seinem Nachbarn die Rippen einstößt, als ausweicht. Wir sind am Marienplatze mit der stets von Frommen betend umgebenen Mariensäule und dem alten und neuen Rathhause. Ich bin mir nie klar darüber geworden, ob diese frommen Leute beten, daß die im alten Rathhause gemachten alten Schulden bezahlt, oder daß im neuen Rathhause keine neuen Schulden gemacht werden. Dieß ist gewiß, daß meine ketzerischen Zweifel an der Wirksamkeit der meisten Gebete durch meine Beobachtung an der Mariensäule wesentlich Nahrung gewannen. Im neuen Rathhause befindet sich auch der Rathskeller mit Wagner's komischen Fresken, schlechten Weinen und schlepptragenden Kellnerinnen. Mindestens wöchentlich einmal findet eine größere Rauferei statt, an den gewöhnlichen Tagen ist das idyllische Bild der Beförderung eines sehr verehrlichen Gastes durch das „Hausknecht" genannte Beförderungsmittel ein beliebter Scherz in dieser an gemischten Elementen reichsten Weinstube Münchens. Die Dieners- und die damit

parallellaufende Weinstraße sind die Hauptquartiere der Kaufleute und Banquier's, woher auch ein stellenweiser odeur à la Itzig unvermeidlich ist. Sonst ist von diesen vom Marienplatze abzweigenden Straßen nichts Bemerkenswerthes zu sagen. Der Platz, von den Frauenthürmen und dem Petersthurme überragt, gewährt besonders bei Mondschein ein malerisches Stadtbild, zu welchem auch der gothische Thurm des Rathhausthores, welches das „Thal" abtrennt, wesentlich beiträgt. Da aber München nicht blos da ist, um malerisch zu sein, so hat der weise Rath der Stadt längst die Eventualität eines Abbruches dieses dem Marienplatze zur schönsten Zierde gereichenden Thurmes als „verkehrshemmend" in's Auge gefaßt. Obwohl es jedem Fremden auffällt, daß München auch an den Hauptpunkten im Verhältniß zu den Zentren anderer Städte einen schwachen Verkehr zeigt, ist „verkehrshemmend" im hohen Rathe der Stadt ein Lieblingswort geworden und, wo sich eine etwas enge Passage befindet, welche den Münchener Kutscher zwingt, ordentlich zu fahren und dem Münchener Fußgänger die Augen zu öffnen, spricht der hohe Rath das Verdikt des Abbruches und stände dort das Thor der Thore, ein Wunderbau der Architektur. Die „alte Baracke" muß fallen, denn Isar-Athen ist eine Großstadt und in einer Großstadt gibt es keine Schwachheiten wie guter Geschmack und historischer Sinn, sondern nur — Gevatterhandschuhmachers Bequemlichkeit. Einem

Magistratsrathe konnte das Wort entzogen werden, als er etwas von Schildbürgern sprach; da ich aber nicht Magistratsrath zu sein die Ehre habe, kann ich getrost es aussprechen, daß es nichts anderes als eine höchst und unvergleichlich schildbürgerliche Betrachtungsweise ist, durch echt halbgebildete Aufklärerei aufgeputzt, daß ein solcher Gedanke überhaupt ohne infernalisches Gelächter der Uebrigen in einer Versammlung ausgesprochen werden konnte. Es ist ein Glück, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, d. h. daß im entscheidenden Falle die Regierung solchen Barbareien modern „praktischer" Lokalblättchen- und Courszettelbildung im Namen der Kultur und Gesittung durch ein Veto entgegentreten und eine Blämage der bayerischen Hauptstadt vor der civilisirten Welt behindern kann, wie dieß schon bei dem das Thal am unteren Ende abschließenden Isarthore vor einigen Jahren der Fall war, und bei dem künstlerisch viel werthvolleren Rathhausthore noch mehr geboten sein wird. Denn ginge dieser eigenthümliche „Standpunkt des modernen Fortschrittes" stufenweise weiter, so würden bei der nächsten Generation auch das Siegesthor und die Propyläen als „verkehrshemmend" ein Opfer der Schildbürgerei werden.

Ich sehe erst jetzt, daß mich meine Entrüstung aus der objektiven Schilderung auf das Gebiet einer subjektiven Philippika gegen die wohllöblichen Väter der Stadt geführt hat, die den Münchner vielleicht, keineswegs

aber den Fremdling amüsiren kann, welcher den Rathhausthurm mit der möglichsten Gleichgültigkeit gegen die Meinungen eines trotz seiner unbestrittenen Weisheit auch einem sonst ganz kultivirten Europäer bisher vollständig interesselos gebliebenen hohen Rathes bewundern wird. Noch dazu wird man mich des gröbsten Undankes gegen eine Körperschaft zeihen, deren väterliche Fürsorge mir es vergönnte, mehrere Jahre das Münchener Straßenpflaster zum Stützpunkt meiner Füße, das Münchener Bier zur Freude (?) meines Magens, die Münchener Gasbeleuchtung zur Beförderung meines guten Gesichts benützen zu dürfen. Aber jeder Mensch und daher auch ein Magistratsrath und ein Feuilletonist hat seinen eigenen Kopf und während der Erstere heraufgehend von „Verkehrshemmnissen" träumt, schwatzt der Feuilletonist hinuntergehend von „zu hemmenden Verkehrtheiten" und weist lächelnd auf die krumme Häuserreihe, den hügeligen Straßenkörper des „Thales", das jetzt vom Rathhausthor so keusch verdeckt, dereinst den Aesthetikern schon vom Beginne der Kaufingerstraße aus als ein charakteristisches Bild Isar-Athens entgegenleuchten soll. Abgesehen von der ästhetischen Seite aber liebe ich das Thal als charakteristisches Genrebild aus alter Zeit. Da sieht man unter den Thüren die behäbigen, wohlgenährten Meister des Handwerkes mit der rundlichen Gattin stehen, beide der Typus harmlosester Bonhomie, wie sie ausgiebige Nahrung dem Menschen

gern verleiht und doch im Auge, im trotzigen Munde das Zeichen der Kraft, die oft in Kernworten orkanartig losbricht. Das Thal ist der Sitz des guten alten Handwerkes, das sich seines Namens nicht schämt und noch von „Bäcker" und „Metzger" statt von „Brodfabrik" und „Charcutier" spricht, wo noch „Werkstätten", nicht „Atelier's" zu finden sind, in denen Gesellen und keine „Gehilfen" oder „Arbeiter" schaffen. Das Thal ist auch die Stätte jener Brauereien und Wirthschaften alten Styles, welche wir Gebildete uns zu betreten schämen, weil wir unseren Bekannten eingestehen müßten, aß wir nicht so theuer wie sie in den Restaurants ersten Ranges, aber weniger schlecht und in größeren Dosen zu Mittag speisen. Kein „Fräulein", ein dralles Mädel bedient uns hier, die Wirthin begrüßt uns freundlich und mit dem Schlüsselbund klappernd plaudert sie von den schlechten Zeiten und von den Neuigkeiten und wünscht Dir „besten Appetit" sorgfältig Deiner Wünsche achtend. Nicht minder freundlich ist der Herr des Hauses, der sich, wenn eben wenig Gäste in der Herrnstube, in Deine Nähe auf einen ledergepolsterten Stuhl setzt und erst mit der Zeitung spielend endlich bald über Politik oder Geschäfte mit Dir eifrig plaudert. Es ist so gemüthlich in diesen dunklen, rauchgeschwärzten Stuben mit den alten Bildern auf den unmodernen Tapeten und die Stammgäste sind mit den Wirthsleuten als wär's eine Familie und Jeder fängt mit Dir zu sprechen

an. Es ist so Sitte hier, man ist kein Fremder, man ist ein Gastfreund. Wenn Du gehst, folgt Dir ein freundliches, „Schenken's uns bald wieder die Ehr'!" Du hast noch nie so behaglich, gut, ausreichend und billig gegessen, aber Du müßtest Dich vor Deinen Freunden schämen, und darum ißt Du des andern Tages wieder so schlecht, wie man nur in einem Münchener Restaurant essen kann.

In den höheren Stockwerken seiner Häuser birgt das Thal droben über den steilen leiterförmigen Stiegen freilich auch häufig die Geschwüre moderner Stadtentwicklung, das Laster und die verbrecherische Existenz neben der ehrlichen Armuth und dem harmlosen Erwerbsfleiß des kleinen Handwerkes, der Näherin und des Stückarbeiters für die großen Magazine. In einem kleinen Cafehause in der Straße hat der Menschenbeobachter zu jeder Tageszeit, zumal aber des Abends Gelegenheit die jugendlichen Contraste des die Straße sonst kennzeichnenden behäbigen Bürgerthums zu studieren. Vom Thale wenden wir uns durch ein Gäßchen, das aus einer bretternen Ueberbrückung des Isarkanals besteht, den sogenannten „Radlsteg" gegen den Viktualienmarkt. Sonderbare Physiognomien, nicht eben liebenswürdig, blicken uns aus den Fenstern der hochgiebligen Häuser an und, wenn wir des Nachts den Weg machen, tönt aus einer Kneipe uns wüster Gesang, der Ton einer Zither oder Harmonika und dazwischen das

freche Gelächter einer Dirne entgegen. Dem Radlsteg entronnen begrüßt uns die — Synagoge, ein schlichtes, graues Gebäude, das in seiner Bescheidenheit einen lebhaften Gegensatz zu den sonstigen Atributen des münchener Judenthums bildet, weßhalb die hiesigen Semiten sich schon lange nach einem ihrer ihnen nur allzu willig eingeräumten Machtstellung in Gesellschaft und Gemeinde würdigen Prachttempel sehnen. Nach wenigen Schritten sind wir am Viktualienmarkte. Dessen Bild ist für eine malerische Wanderung wohl an einem frühen Sommermorgen am geeignetsten, wenn die erst wenig Stunden alte Sonne das Kreuz von St. Peter und der heiligen Geistkirche bestrahlt und die Fenster der den großen Platz umgebenden Häuser mit blendendem Scheine umgaukelt und ein reiner blauer Himmel auf die zahllosen Holzbuden herniederblickt, die frische Morgenluft und bald den köstlichen Duft von Rosen und Nelken, bald intensiven Gewürzgeruch, den feuchten Dunst frischer Gräser und das ätzende Zwiebelaroma in buntem Durcheinander zuführt. „Einkauft! Einkauft!“ tönt uns auf allen Seiten entgegen, bald aus dem frischen Munde eines kräftigen jungen Landmädchens, dann von den breiten Lippen einer stämmigen dame de la halle, oder aus dem zahnlosen Munde einer vergilbten Händlerin, welche den Hexenglauben in uns erwecken könnte. Das Girren der Tauben, das Schnattern der Gänse, gackernde Hühner, mäckernde Lämmchen und eines Spanferkels melodiöse Arie bilden das Programm der Marktmusik.

Immer enger wird es zwischen den Budenreihen, mehr und mehr sammelt sich das kauflustige Publikum. Hübsche und häßliche, junge und alte, saubere und schmutzige Köchinnen, elegante Damen, dicke Weiber, ärmlich gekleidete, blaße Arbeiterfrauen gehen wechselnd an uns vorüber, dazwischen Schulkinder, die sich Kirschen kaufen, Soldaten, die sich die Mädchen begucken. Die dicke Madame dort prüft mit ihren grobknochigen Fingern sorgfältig als Kennerin die Stärke eines Kapauns, daneben kauft eine dürftige junge Frau um einige Pfennige Gemüse und Suppengewürz. Die zwei hübschen Köchinnen lassen sich von der dicken Gemüsefrau die großartigsten Münchener Mysterien erzählen. Die elegante junge Frau dort, von ihrer Köchin begleitet, hat im Modemagazin um ihr Kleid gewiß nicht so gefeilscht, wie hier um ein furchtsam mäckerndes Lämmchen. Der alten Köchin mit dem kurzen Fuße folgen einige nicht eben zarte Abschiedsworte aus dem Munde des Händlers nach, dessen Gänse sie als „zaundürr" bezeichnet hat. Das nette junge Frauchen, wie es eifrig hin und herguckt, eine Weile sinnend stehen bleibt, dann wieder weitergeht, bis es endlich bei einer Wildpretfrau stehen bleibt und einen Hasen erhandelt! Seine hinteren Läufe schauen noch aus dem Korbe. So glücklich strahlt das Gesichtchen! Er, der erst vor einigen Tagen der Ihrige geworden, ißt ihn so gern! — Weiter aber kann man die Zärtlichkeit junger Ehe nicht treiben, als dieses

Pärchen hier, das Arm in Arm plaudernd und lachend dahinschreitet, um endlich bei einem Spanferkelhändler stehen zu bleiben. Nach kurzem Handel nimmt der junge Ehegatte das quickende Ferkelchen unter den einen, das verliebt ihn anguckende Weibchen unter den andern Arm und schreitet von dannen.

Dicht am Ende des Viktualienmarktes beginnt der lang gestreckte Bau der Schrannenhalle. Ein Mittelbau und zwei Eckpavillon's sind durch lange Glashallen verbunden. Der nördliche Pavillon dient unterm Jahre den unentgeltlichen, deßhalb aber noch lange nicht unübertrefflichen populären Vorträgen, welche zum Besten des Volksbildungsvereins theils junge Gelehrte, theils gelehrt sein wollende Schullehrer zum besseren Verständniß der Neuesten Nachrichten halten. Einige weiße Raben ausgenommen, wie z. B. die historischen Vorträge Kluckhohn's stehen diese volksbildenden Vorträge, namentlich die naturwissenschaftlichen, in einem auffallenden Zusammenhange mit den jetzt so schwunghaft betriebenen buchhändlerischen Unternehmungen, welche den Namen Realencyclopädie, Conversationslexikon, Handbuch für — — — u. s. w. führen und wo diese Erinnerung sich abschwächt, macht sie der Erinnerung an — wir wollen sagen ein bischen zu lange von Menschen unbenütztes und von den Sonnenstrahlen zweier herrlicher Sommermittage allzu innig geküßtes Glas Bier Platz. Im Wonnemonat Mai räumt die Volksbildung der

Volksbewaffnung das Feld. Wo sonst harmlose Bierphilister und züchtige Frauen von einer Bildung, die nichts kostet, edelmüthig profitirend von den Lippen eines Schulmeister's die mit der physischen des Kalbsschlegel's und Hofbräuhausbieres schwer konkurrirende geistige Nahrung in homöopathischen Dosen sogen, harren jetzt Hunderte von Jünglingen — pardon mesdames! — im Hemde des Zeichens, das ihnen Eintritt gewährt in das Kabinet, wo sie nach Entfernung des unumgänglichsten Garderobegegenstandes vor einer ehrenwerthen Commission sans culotte und sans cravatte, wie der erste Volksbildner Adam Sonn- und Feiertage zu gehen pflegte, des Spruches eines Militäräskulaps, welcher sich alle Mühe gibt, dem Vorwurfe übergroßer Zartheit auszuweichen, harren, ob ihre Bildung es ihnen gestattet, künftighin im Tempel des Mars zu diniren, die göttlichen Rosse zu putzen, oder Donnerschlünde zu wischen, oder gar in der Kaserne des Hofgartens und der Türkenstraße malerische Kriegstänze aufzuführen.

Daneben, in der glasbedeckten Halle, entscheidet sich allwöchentlich die wichtige Frage über das Gewicht der — Bäcker.

Unmittelbar an der Schrannenhalle erhebt sich ein Nonnenkloster und die Frohnveste.

Das düstere Gebäude paßt zu seiner Umgebung.

Wir sind „am Anger", der in seiner Physiognomie und in der seiner Bewohner den Typus der Altstadt

mit dem modern proletarischen vereinigend, dennoch nicht das eigenthümlich düstere Interesse eines echten Proletarierviertels bietet, sondern nur den häßlichen Eindruck eines alten Winkelwerkes macht. In unmittelbarer Nähe desselben sehen wir den Tandelmarkt, kein großartiges Etablissement, wie in Wien, sondern altstädtische naive Läden, denen noch dazu der für einen originellen Tandelmarkt unentbehrliche Typus des Hausirjuden fehlt. Es sind auch nicht die indifferenten Physiognomien der Besitzer, sondern das Chaos ihrer Waare, das den Beobachter fesselt. Neben einem alten, schäbigen Sommeranzuge, einem unmöglichen Cylinder, Vogelbauern, Stöcken, Schirmen, altem Pferdezeuge sieht man ein elegantes Rococoührchen, das nur in ein Damenboudoir paßt, oder eine graciöse Meißnerporzellanfigur, die sich hierher statt zum Antiquitätenhändler verirrt hat und eine phantasievolle Seele hat sofort einen Roman oder eine Novelle beisammen. Oft trifft man in diesen finstern, modrigen, mit dem eckelsten Gerümpel angefüllten Boutiquen wahre Schätze, die des Besitzer's Krämerverstand nicht entfernt ihrem wahren Werthe entsprechend kennt und die Münchener Künstler sind es vor Allem, welche diesen Läden am Heumarkt ein aufmerksames Auge zuwenden. Durch ein kleines Gäßchen kommt man in die Sendlingergasse, dem Pendant des Thales, nur mit dem Unterschiede, daß die Sendlingergasse mehr ihren Charakter durch Krämer und Salzstößler erhält als durch

Handwerker. Enger als das Thal, daher düsterer, gibt sie noch getreuer den altstädtischen Typus wieder, der in dem unteren Theile durch den merkbaren Malzgeruch aus einer Brauerei etwas anheimelnd Kleinstädtisches erhält. Die Sendlingergasse enthält auch noch mehrere typische Gebäulichkeiten, die ihr einen präciseren Charakter aufdrücken, vor allem aber die Johanniskirche, die ich gegen meine sonstige Gewohnheit keinem Fremdenführer und Sehenswürdigkeitenkatalog nachahmen zu wollen, deßhalb erwähne, weil sie, wie in München selbst, auch von dem Fremdenevangelisten Bädecker ignorirt wird, während sie thatsächlich als der originellste Rococobau, wie er selten in solcher Reinheit getroffen wird, zu den sehenswürdigsten Gebäuden Münchens gehört. Durch das Sendlingerthor, über welches die magistratische Verkehrshemmungsmanie noch drohender schwebt, als über die anderen Thore, verlassen wir die charakteristische Sendlingergasse, der weder die neueren en gros Geschäfte einiger Kleiderjuden noch die Druckerei der Neuesten Nachrichten Wesentliches von ihrem Charakter nehmen und gelangen an den großen schönen Sendlingerthorplatz, hinter dessen Brunnen und Anlagen das städtische Krankenhaus sich erhebt; hierauf wenden wir uns nach der Müllerstraße, die außer dem café chantant Colosseum nichts Bemerkenswerthes bietet, gegen den Gärtnerplatz, einem hübschen modernen Rondelle, dem das k. Theater einen lieblichen Schmuck verleiht, und in dessen Mitte

die Erzstatuen der beiden Baumeister Gärtner und Klenze jedem Vorübergehenden einen Spaß zum Todtlachen machen mit ihren Pantalons, in welchen der Faltenwurf so geschickt gemacht ist, daß man glaubt, die beiden Herrn hätten diese Kleidungsstücke nur aus Liebhaberei getragen, denn Beine können hinter diesen faltigen Schläuchen unmöglich sein. Einer der Herrn lehnt sich in zarter Symbolik auf eine große Tafel, wie jene, mit denen die Ludwigsstraße gepflastert worden ist. Dem andern wäre, wie man sieht, ein altes Säulenkapitäl beinahe auf den Fuß gefallen.

In der nächsten Nähe des Gärtnerplatzes erhebt sich ein ganzes Viertel jüngsten Datums mit nagelneuen Miethkasernen der Spekulanten. Dieses rasche Entstehen ganzer Straßencomplexe hätte etwas Imposantes, wenn sich unserem bösartigen Gemüthe nicht sofort die Bilder von Hypothekenbriefen, Unterhändlern u. dgl. vordrängten und man immer den Gedanken hat, vor einem Räthsel zu stehen, wenn man nach dem eigentlichen Hausherrn fragt. Durch die Rumford- und Westenriederstraße, Theilen jenes neuesten Quartieres, gelangen wir an dem ehemaligen Isarvorstadttheater, in welchem jetzt die Versetzerinnen als eigenthümliche Volksmusen hin- und hergehen, vorbei an den Isarthorplatz und von hier aus nach wenigen Schritten zu dem ersten Tempel des Mars, der uns auf unserer malerischen Wanderung entgegentritt — der Kuirassirkaserne. Sehen wir den Lieutenant,

der auf courbettirendem Rosse aus dem Thore sprengt, wagen wir nicht das bekannte Münchener Spottlied, das schon auf unseren civilen Lippen schwebt, aber schmerzlich flüstern wir: „den Kuiraß hat er verloren, was für ihn war — wollen wir sagen, was der Schnürleib für unsere Schönen! Nehmt ihm den Römerhelm noch und nichts Glänzendes ist ihm mehr geblieben!“ An der Isarbrücke erblicken wir einen Auszug al fresco aus der Geographie über Ursprung und weiteren Lebenswandel der Dame Isar, welcher Umstand beweist, wie sorgsam die Stadt München für die geographische Ausbildung der zur Schranne fahrenden Bauern sorgt. Ueber der Brücke drüben lacht uns die freundliche Vorstadt Au entgegen, mit ihrem großen Mariahilfplatze, der herrlichen Kirche in der Mitte und den einfachen, aber sauberen Gebäuden ringsum, den abzweigenden Gassen und Gäßchen, den Kramläden und den Brunnen mit den Mägden davor, das Bild einer netten Landstadt. Auf dem Mariahilfplatze findet alljährlich einmal die in München höchst populäre „Auerdult“, ein origineller Trödelmarkt statt. Besonders interessirte mich immer die buchhändlerische Specialität dieses Marktes, welche längst verschollene oder nie genannte Autoren in unbeschreiblichem Zustande grausam an's Tageslicht fördert. Zuweilen macht man hier einen bibliographischen Fund. Im Wesentlichen sind es die verklungenen Größen des vorigen Jahrhunderts in Gestalt von Almanachen oder auch von haarsträubenden

Geister- und Rittergeschichten, welche friedlich neben arg benützten Exemplaren einer Specialität des Hamburger Buchhandels mit verlockenden Titelbildern, hygienischen Schriften der bekannten literarischen Bauernfängersorte und Traumbüchern des Käufer's harren.

Vom Mariahilfplatz am Zuchthaus vorbei gehen wir über den Berg auf die Lüften. Zuerst begrüßt uns der berühmte Salvatorkeller, dem sich im Laufe des Weges eine Reihe ähnlicher Etablissements anschließt, die aber stellenweise von schmutzigen, oft nur ebenerdigen Hütten unterbrochen werden, vor deren Thüren wir elende Weiber und verlumpte Kinder sehen. Wir befinden uns in einem echten Proletarierviertel. Man genießt von diesen Hütten aus einen prächtigen Ueberblick über die von Sendling an dem englischen Garten lang sich hinziehende Stadt mit den hohen Thürmen, dem weithin leuchtenden Kreuze der protestantischen Kirche, dem hochragenden Bau des Hoftheaters, das grüne Gelände der Isarauen und die rauchenden Schlote der gegen Thalkirchen und Sendling sich ziehenden Fabriken. Das dumpfe Geräusch aus der Stadt durchtönt grell der Pfiff der Lokomotiven. Es ist ein seltsam erfassendes Bild von der Höhe so hinab zu schauen auf die sonnenbeglänzte Stadt, die rauschende Isar, die grünen Gefilde und Wälder in der Ferne. Der Blick kehrt in die Nähe zurück. Die Vorstadt Au liegt dicht unter unsern Füßen, und eine schmerzliche Empfindung bemächtigt sich

unser, da wir gewahr werden, daß einige dieser Proletarierhütten am Rande des Abhanges stehend, sich unmittelbar über dem weitläufigen Raume des Zuchthauses erheben, während den andern allen, dasselbe wenigstens aus nicht zu großer Ferne entgegenblickt. Der Blick in die blauen Gebirge, nach der untergehenden Sonne, den grünen Wäldern oder dem rauschenden Flusse, er führt das Auge an den verhängnißvollen Mauern vorbei, sie starren dem Bewohner der Lüften entgegen, in Tagen der Sorgen, in Tagen der Hoffnung, wenn ein fröhlicher Himmel über der Stadt lacht, wenn des Regens unendliches Grau düster herabgießt. Doch geben wir uns keinen hypochondrischen socialen Studien hin! Ein Vorübergehender kann es hören, und ehe wir uns versehen, stehen wir bei alten Bekannten im odeur de petroleum, wenn wir nicht geistesgegenwärtig genug waren, zu rechter Zeit ein Wort wie „koscher", „possel", „Matzes", „Ftilin" mit Imitation des dazu gehörigen Nationalaccentes einstreuen oder irgend ein albernes Gespräch anfangen, das uns als ehrenwerthe Lustwandler legitimirt, die nicht weiter denken, als die Neuesten Nachrichten vorschreiben, denn seit den letzten Reichstagswahlen hat der deutsche und daher auch der Münchener Philister, der nach alter Gewohnheit immer erst merkt, daß es brennt, wenn ihn der Rauch erstickt, einen panischen Schrecken vor Allem bekommen, was nur mit So — — oder Pe — — anfängt, und schnauft erst

erleichtert auf, wenn man ihm sagt, man habe von Soldaten und Peterspfennig gesprochen.

Wenn wir den letzten Keller passirt haben und freundliches Grün uns empfängt, ist es schon wieder ein neuer Gegenstand schmerzlicher Empfindung, der uns entgegentritt und dießmal uns die Vergänglichkeit alles Irdischen vor Augen führt. Ich meine die Nikolaikirche auf dem Gasteig, die Kathedrale der Altkatholiken und gedenke der Zeit, da München ein neues Wittenberg schien und jeder ehrsame Philister in das Museum eilte, durch sein Autogramm der päpstlichen Unfehlbarkeit eine Ohrfeige zu geben. Auch Israel, eingedenk des so oft verbotwidrig genossenen Schweinefleisches, nahm sich eifrig der Sache der Gedankenfreiheit an und setzte sein Giro unter das damals so sehr beliebte Papierchen der Ueberzeugungstreue auf Subscription, denn war's gleich eine Waare, nach der auf der Börs' wenig Nachfrage konnte sein, war's doch ein Schein, der konnte beweisen, daß Sem's Söhne in Alles sich konnten mischen hinein, wenn's ihnen auch so fremd war, wie den Gojim's der Talmud und die Thora. Man staunte über diesen hohen Wellenschlag der Münchener Gemüther und bedächtige Leute zitterten für das Hofbräuhaus, wenn anders es nicht „Bräuhaus zum durstigen Altkatholiken“ umgetauft würde. Aber siehe da! Bald hatte der Philister sich überzeugt, daß es mit der Theologie ein gar eigenes und langweiliges Ding sei, und daß trotz

Unfehlbarkeit das Hofbräuhausbier gut und trotz Altkatholicismus der Kafee in den Münchner Kafeehäusern schlecht blieb, und daß die Eroberung von Paris wichtiger sei, als die Eroberung der Nikolaikirche am Gasteig. Es kreißte ein Berg und ein Mäuschen ward geboren. Man liest wohl noch hie und da in der Augsburger Abendzeitung, daß eine Altkatholikenversammlung stattgefunden habe, in der von Verschiedenem sehr lebhaft, vom Altkatholicismus sehr schüchtern gesprochen wurde, und hie und da spielt mir der Zufall den „deutschen Merkur" in die Hand, das altkatholische Orgänchen und Mitleid bemächtigt sich meines allzu weichen Herzens, wenn ich sein Ringen nach Abonnenten und seine Klage über die böse Katze Ultramontanismus oder seinen Jammer lese, daß es noch gar so viele Leute gibt, die lieber des Kuriers Casinomilch oder Sigl's Paprikaragout verspeisen, als seine doch von Gelehrten angekochte Wassersuppe.

Die herrlichen Gasteiganlagen und der prächtige Blick auf Stadt und Fluß lassen uns bald in reinem Behagen die Sorge um den Altkatholicismus vergessen. Die schlanken Laternenpfähle an der Maximiliansbrücke erinnern uns, daß wir nicht lange mehr unter schattigen Laubgängen wandeln werden, daß bald das Geräusche der Stadt an unser Ohr, der Straßenstaub in unsere Kehlen dringen wird. Da erhebt sich vor unseren Blicken, in der Nachmittagssonne phantastisch funkelnd, ein

räthselhafter Bau, bald an einen Aquädukt aus der Campagna, bald an einen jener seltsamen Paläste erinnernd, welche zuweilen von Blumen malerisch umrankt die Rouleaux zieren. In die Nähe gekommen entpuppt sich das Gebäude nicht als die irre Vision eines Haschischrauchers, sondern als das leibhaftige Athenäum, das den denkwürdigen Schluß der Maximiliansstraße bildet. Dieses Groteskstück der modernen Baukunst gewinnt noch ein weiteres Interesse, weniger durch die längs der Fronte aufgestellten Gypsbüstchen aus dem Taboulet des italienischen Figurenhändlers Tonio, einer in allen Kafeehäusern bekannten Persönlichkeit, welcher man damit eine zarte Aufmerksamkeit erweisen wollte, als durch seine Tendenz die Luftschifffahrt zu befördern. Es befinden sich nämlich auf der Höhe des Mittelbaues und der beiden Seitenthürme Freskengemälde, deren muthmaßliches Sujet zu entdecken, Besitzern von Luftballons ermöglicht wird, während andere Leute nur einen bunten Farbenkasten auf Goldgrund sehen können. Die Vorstandschaft des Kunstvereins weiß, soviel ich gehört habe, mehrere bedeutende Künstler, deren Werke bei etwaigen Neubauten dieser Art zur besten Wirkung gelangen könnten.

Die Maximiliansstraße, welche in ihrem Regierungsgebäude, im Hotel zu den vier Jahreszeiten und Cafe Maximilian eine glückliche Benützung der Errungenschaften der modernen Zuckerbäckerei zu architektoni-

schen Zwecken, in ihren übrigen Gebäuden eine lustige Verbindung von Italienisch, Schweizerisch, Gothisch bietet, ist trotzdem eine der anmuthigsten Straßen Deutschland's. Es lacht aus ihr ein Leichtsinn, den man den Münchner Bürgern gar nicht zutrauen würde; sie sieht sich an, wie ein architektonischer Feuilletonartikel, wie eine kokette Demimonde Dame, die geistreich scheint, weil sie überall etwas aufgeschnappt hat. Wenn es aber regnet oder recht stürmisch kalt ist, dann meint man immer, das leichtsinnige Ding hat seinen Paletot versetzt, und es friert Einem noch mehr, wenn man seine luftige Toilette voll Spitzchen und Schleifchen sieht und sich denkt, mit Unterröcken u. s. w. wird es schlimm aussehen.

Man weiß nicht, was man denken soll, wenn man ein Bein der Dame so solid stylvoll mit dem Hoftheater kostümirt sieht, während das Cafe Maximilian das andere mit mehr durchsichtig kokettem, als verhüllendem Spitzenwerken bekleidet. Ueber den Residenzplatz, der vollkommen zu nennen wäre, wenn gegenüber dem Theater eine Kirche oder ein öffentliches Gebäude statt der hochgiebligen alten Miethhäuser die Harmonie mit dem Prachtbau der Residenz, dem monumentalen Postgebäude und der prächtigen Theaterfronte herstellen würde, gehen wir durch die Residenzstraße nach dem Odeonsplatze. Hier sehen wir zum Erstenmale ein Bild, das München als Großstadt erscheinen lassen könnte. Wenn auch die Feldherrn-

halle Manchem als eine ungeschickt aufgestellte spanische Wand erscheinen mag, an deren Stelle er was besseres wüßte, der weite Platz mit den prächtigen Gebäuden, dem Blicke auf die lang sich streckende, architektonisch vornehme Ludwigstraße und das ferne Siegesthor macht einen Eindruck des Großen, Imposanten, wie er in Berlin und Wien nirgends zu finden ist.

In dumpfer Stille aber, mit dem Fluche der Langweile belastet, liegt die Ludwigsstraße, der vormalige Münchner Corso vor uns, und dieß ist es, was die erste schöne Empfindung vergällt. Niemand ergeht sich mehr lustwandelnd längs dieser ernst und schönen Bauten und nur als Zeugen des Gewesenen erinnern sie an die vergangene Zeit des großen Mäcen, des bayrischen Perikles, und in ihrem stolzen Schweigen scheinen sie zu sagen: „Wir sind Isar-Athen!“ Ehe wir die Promenade an's Siegesthor machen, besuchen wir die Arkaden und den Hofgarten.

Der Hofgarten mit seinen schattigen Bäumen, jetzt der Spielplatz der Jugend, ist eine leider nur zu sehr vernachlässigte Hinterlassenschaft des alten Kurfürstenthums. Ein echt zopfiger Tempel in der Mitte erinnert in seinem ruinosen Zustand an die Zeit, da hier in einem stylgemäßen Lustgarten galante Cavaliere und für Galanterie empfängliche Hofdamen in Allongeperrücken und Reifrock scherzten, kosten und intriguirten. Jetzt stricken alte Weiber Strümpfe und schreien kleine Kinder

in dem Tempel, der vielleicht öfter bei Luna's verschwiegenem Scheine einen gräflichen Damon und eine nicht minder hochgeborne Phillis unter seinem Dache Liebesworte flüstern und Küsse tauschen ließ. Diesen einzigen, schwachen Ueberrest — mit Ausnahme der Innenräume der Residenz — aus der Hofhaltung des vorigen Jahrhunderts umgeben die Arkaden mit ihren prächtigen italienischen Fresken Rottmann's. Es klingt sonderbar, aber ich mußte es wiederholt erfahren, daß viele eingeborne Münchner, denen der Bädecker nicht zur Hand ist, keine Ahnung von dem Kunstwerthe dieser Fresken haben und achtlos daran vorüber nach dem am untern Ende der Arkaden gelegenen Kunstverein wandeln. Der Kunstverein ist eine der originellsten Wohlthätigkeitsanstalten Münchens. Es gibt der zahllosen Menge von Münchnern, welche noch keine Zeit gehabt haben, in den Pinakotheken ihren Geschmack zu bilden, Gelegenheit, Bilder von Malern zu bewundern, deren Talent bei der Geburt, durch ein Ungeschick der Hebamme wohl, nicht zum Vorschein gekommen ist.

Hie und da macht er unbewußt darauf aufmerksam, daß, was bei ihm als weißer Rabe erscheint, bei den Kunsthändlern Wimmer und Fleischmann täglich zu sehen ist. Die Münchner merken zwar diesen Wink nicht und am Ende ist der Hauptnutzen des Kunstvereins doch, wenn es schlechtes Wetter ist, nicht zu Hause bleiben zu müssen, sondern zu wissen, wo man in Ermangelung

der Maximiliansstraße sieht und gesehen wird. Noch dazu sind die Pinakotheken den Münchenern ganz unzugänglich, denn 1) sind sie zu weit draußen, 2) sind sie im Winter nicht geheizt, 3) sind im Sommer zu viel Fremde dort.

Wir promeniren nunmehr die Ludwigsstraße hinunter, die uns entgegen der amusanten, koketten demimondenen Maximiliansstraße gegenüber, wie eine würdevolle, etiquettenmäßige Fürstin erscheint, Fürstinnen haben aber auch immer sonderbare Leute unter ihrem Gefolge. Vis à vis der Universität gewahren wir zwei Gebäude, eine Mädchenlakiranstalt — pardon Erziehungsinstitut für adelige Fräuleins — und eine Kaplanschnitzerei — wollte sagen Priesterseminar. Wir gehen eine Strecke noch durch das Siegesthor gegen das freundliche Schwabing. Die Villen rechts und links von der Straße belehren uns, daß im Laufe der Jahre aus dem Dorfe Schwabing ein graciöses, elegantes Quartier werden wird.

Ich muß den Leser um Vergebung bitten, wenn ich ihn nunmehr durch das langweiligste Viertel der Stadt München führe. Er wird dafür reichlich entschädigt werden. Wir gehen durch die obere Schellings- und die alte Amalienstraße in die Theresienstraße. Die Häuser und die Menschen machen uns gähnen, selbst das vorüberfahrende Droschkenpferd wird in dieser Gegend noch langweiliger als sonst. Zu guter Letzt stehen

wir gar noch vor dem non plus ultra der Trostlosigkeit, dem langgestreckten, schläfrig grauen Gebäude der Türkenkaserne. Doch wir sind schon am Beginn unseres Zieles. Eine sonderbare Ironie des Schicksales ließ gerade gegenüber dieses Institutes für sichere Volksdressur den imposanten Bau der alten Pynakothek entstehen. Auf der anderen Seite der Straße erblicken wir das freskengeschmückte Gebäude der neuen Pynakothek und gehen wir die Straße weiter hinunter, so steht die prunkende Fronte des Polytechnikums vor uns. Im weiten Umkreise von modernen, in zierlichem Style gehaltenen Miethhäusern umgeben, bilden diese drei Monumentalbauten in einem der einsamsten Viertel der Stadt eine eigenthümliche, fremdartige Welt. Wir glauben nach unserer bisherigen Wanderung eine ganz neue Luft einzuathmen und es wurde uns der Gedanke ganz schwer, wir seien noch immer in München, eine Viertelstunde nur von der Maximiliansstraße, wenn die Trommel- und Trompetentöne aus der nahen Kaserne nicht uns ernüchtern würden. Namentlich die alte Pynakothek in ihrer kraftvollen Bauart von schattigen Anlagen geräumig umgeben, wirkt mit fühlbarem Zauber auf uns, während an der neuen Pynakothek bereits der ruinose Zustand der Fresken nicht allzu naiv empfängliche Gemüther aus dem momentanen Gedanken an das sonnige Italien, der uns erfaßte, ärgerlich herausreißen und an Münchens raschzerstörendes Klima erinnern konnte.

Wir gehen weiter in neuer, idealbelebter Stimmung. Und siehe, sie wird uns festgehalten! Villenartig graciöse Häuser, grüne Gärten zeigen uns ein neues München, aus dem unsere Phantasie sich ohne Noth nach dem heiteren Süden versetzen kann. „Ja München ist eine schöne Stadt!“ ruft jetzt auch aus, wer früher mit kritischerem Blicke unserer Führerschaft gefolgt ist. Wir sind am Ziele! Ein Bild zeigt sich dem entzückten Auge, wie es dem Wanderer nicht mehr geboten wird. Die alten, schönen Götter, deren Tempel Du in Athen, in Rom schmerzlich als Ruinen gesehen, sie leben noch, und hier jenseits der Alpen lächelt in olympischer Heiterkeit Dir ihre Freistätte entgegen. Einsam ist der Platz und wenig Menschen gehen durch das Thor und gleichgiltig wandeln sie an den Tempeln vorbei, die von lachendem Grün umgeben, die Majestät des Ewig-Schönen künden. Es ist der Königsplatz! Die Propyläen stehen als treues Bild einer längstvergangenen Zeit vor Dir, zu beiden Seiten das Kunstausstellungsgebäude und die Glyptothek vollenden das köstliche Gemälde. Isar-Athen! ruft es entzückt aus uns und genußschwelgend hebt sich die Seele des Beschauers in das schöne Reich der Ideale. Einmal will ich Dich herführen, wenn in der Stille der Nacht der Mond auf den Säulen der Tempel und den Gipfeln der Bäume zittert, wenn bleiche Schatten phantastisch über dem Rasen schweben und aus den Hallen kühl erquickende Luft ent-

gegenströmt. Den gestirnten Himmel über Dir, vor Dir das weißschimmernde Thor, die glänzenden Tempelhallen, vom geheimnißvollen Rauschen der Bäume wie von leisem Aeolsharfenton erklingend, will ich Dir dann sagen: „Zeig' mir ein schöneres Bild!"

Um dieses einzigen Platzes willen gönne ich München den Namen Isar-Athen! Die Isar-Athener freilich sind hier am spärlichsten zu sehen. Wenn wir unter dem Thore stehen und blicken erst an den Obelisk, dann die ganze Länge der vornehmen Briennerstraße hinunter bis an das Portal der Arkaden, die stylvoll in den Rahmen passende Kuppel der Theatinerkirche dazwischen, so wird man mir zugestehen müssen, daß dieß eine Avenue bildet, wie kein anderer Fleck in München zum herrlichsten Corso geeignet. Daß nicht alle Leute meinen Geschmack theilen, hat wieder sein Gutes. Es wäre eine allzu bittere Ironie hier, an den Tempeln vorbei, den ganzen Apparat der Maximiliansstraße wandeln zu sehen, säbelklirrende Lieutenants, geschminkte Jüdinnen, blasirte Stutzer und kokettirende Heirathscandidatinnen. Ein Corso könnte hier nur gedacht werden, mit jener Grazie, dem eleganten Luxus, der vornehmen Physiognomie einer Weltstadt, nicht aber bei dem promenirenden Publikum Münchens, dem der Reichthum zum Luxus und der Geschmack zur Eleganz fehlt.

Ein künstlerischer Hauch weht vom Königsplatz in die nächste Umgebung. In der Briennerstraße hinter

den Propyläen, in der Augusten- und der völlig neuen Rottmannstraße sehen wir es deutlich an dem graciösen Style vieler Häuser, die oft mit der Vorliebe für architektonische Dekorationsmalerei ein anmuthiges Spiegelbild des heiteren Südens geben.

Eine unleugbare Frische liegt über diesem kleinen Theile der Stadt und ich glaube auf den Dank des Lesers Anspruch machen zu können, wenn ich den Schluß unserer Wanderung gerade hierher verlege und ihn bitte, jetzt eine Droschke zu besteigen, wenn er an den Bahnhof will, um rasch durch die Louisenstraße zurückzukehren, damit er den letzten reizenden Eindruck nicht verliere. Auch die Münchner dürfen mit mir nicht allzu unzufrieden sein, da ich nach manchem Spott und Tadel so effektvoll meine Wanderung beschlossen habe, daß meine Begleiter überzeugungsvoll ausrufen: „Ja! München ist eine Perle Deutschlands!“ Ja, sage ich auch, eine Perle, die man richtig schätzen muß. Isar-Athen, wenn's noch möglich ist, festhalten, die Großstadt München bei Seite lassen, wenn man den Spöttern den Mund schließen will.

Zweiter Bilderbogen.

Handelt von der Isar-Athener Art und Unart.

Warum wird München von Engländern, Amerikanern, Berlinern, seltener von Russen und Franzosen besucht? Als Kunststadt und Durchzugspunkt nach Italien? So meinte ich immer, bis ich erfuhr, daß eine große Anzahl Reisender unsere Haupt- und Residenzstadt neben dem Kunstinteresse auch in der Absicht besuche, ähnlich wie in London Taschendiebe, bei uns „Gemüthlichkeit" zu finden, die, so glauben sie, zu uns gehört, wie der Nasenring zum Kaffern-Häuptling. Aber mit dem Essen von Unschlittkerzen beim Dessert ist es in Rußland nicht so gefährlich, wie Manche glauben, und in Berlin sind nicht alle Männer Gardelieutenants. Daher findet auch in München der Fremde die Gemüthlichkeit nicht so schnell, als er glaubt. Der Droschkenkutscher jodelt nicht, der Gensdarm hat keine Waden-Strümpfe und tanzt keinen Schuhplattler, auch habe

ich noch keinen Packträger gesehen, der zu einem Berliner Blau-Strumpf gesagt hätte „Du liaber Schotz“! Es ist bei uns auch gegen ein gutes Trinkgeld die berühmte Münchener Gemüthlichkeit nicht sogleich aufzutreiben. Namentlich Norddeutsche sind solche Gemüthlichkeitsforscher. In Berlin zwar weiß jeder Backfisch aus der Generalstabskarte, was er über München zu sprechen hat. Ist daher die Gemüthlichkeitsmanie einer vollkommen ausgewachsenen Berliner Geheimräthin immer noch stark genug, so erreicht sie doch in Folge der umfassenden Intelligenz nicht den Grad der von der Eider und von der polnischen Grenze nach München Gewanderten, welche mit einer Vorstellung hieherkommen, als tanze eine Kafeehaus-Kellnerin auf Verlangen einen der Tarantella oder dem Fandango nicht ganz unähnlichen Nationaltanz und die Flößer auf der Isar sängen etwas in der Art von „O dolce Napoli, o sol beato!“ Es ist dies nicht etwa eine Uebertreibung, sondern die einfache Variation eines Themas, welches eine schleswig'sche Familie im Verkehre mit mir anregte, durch ihr Erstaunen, daß die Dienstmädchen bei uns nicht eine, wie sie sich gedacht, möglichst bunte und phantastische Tracht zeigen, daß in unseren Straßen sich nicht ein vermeintliches „originelles Volksleben“ entfalte, sondern der Unterschied von andern deutschen Städten kaum merklich sei, wenn man nicht zufällig Gelegenheit hat, das „Stadtomnibus“ genannte Reptil über die

Straße kriechen zu sehen oder Nachts in der Maximilianstraße ein fernes Lichtchen durch die Dunkelheit schimmernd bemerkt und erfährt, dieß sei Gasbeleuchtung. Wird nun auch die Gemüthlichkeitsmanie Etwas herabgestimmt, so bleibt doch immer noch so viel hängen, daß die Reisekosten nicht umsonst gewesen sind. Die Eigenthümlichkeit des Münchener Menschenschlages bietet für einen Norddeutschen des Fremdartigen und Auffallenden genug, dessen ganze Reihenfolge er unter dem Begriffe „Gemüthlichkeit" faßt, eine Bezeichnung, die dem ganzen süddeutschen Volkscharakter angehört, ohne ihn präcis zu charakterisiren. Eigenthümlich ist es nun, wie verschieden verschiedene nordische Brüder und Schwestern diesen Begriff fassen. Die Einen, die Angenehmeren, verstehen darunter das grobkörnig Ungenirte, allem Steifleinenen abgeneigte, ungeschliffen gutmüthige Temperament des Müncheners, und wenn ein Münchener Kind sie auf die Hühneraugen tritt und ohne „Pardon" zu sagen weiter geht, rufen sie mit schmerzlicher Miene: „Wie gemüthlich sind diese Leute!" Mit einer bewundernswerthen Duldsamkeit entschuldigen sie so jedes unangenehme Zusammentreffen mit dem Münchener Charakter und die Grobheit bekömmt ein poetisch-kulturhistorisches Licht. Was aber die echt in der Wolle gefärbte Berlinerin ist, diese spricht: „Jemüthliche Leute sind diese Münchener!" in einem sanftlispelnden Ton, mit einem holden Lächeln in der Weise, wie man oft hört:

„Er ist ein seelenguter Mensch!" was auf gut Deutsch heißen soll, er ist dumm zum Erbarmen. Für diese Klasse Reisende sind die guten Münchener ein Studienobject, von dem ihre eigene Weisheit sich um so glänzender abheben soll, und auf's Neue überzeugt von ihren Vorzügen, kehren sie nach Berlin zurück, die armen Bayern bedauernd, die in ihrer Gemüthlichkeit nicht einmal wissen, was Berliner Langeweile, wollte sagen, „nüchterne Geistesdisciplin" heißt.

In Wahrheit nun sind die Münchener Männlein und Weiblein nicht so pyramidal gemüthlich, aber auch nicht so dumm, wie die Frau Hof-, Kirchen-, Schul-, Stadt-, Land-, Kreis-, Geheim-, Commerzien-, Sanitäts- u. s. w. Räthin wohl zu glauben belieben. In der gebildeten Gesellschaft, von welcher ich zuerst sprechen will, ist die Durchschnittsphysiognomie die des normalen, auskömmlichen Maaßes von Hausverstand, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Unsere Gebildeten sind damit zufrieden, haben oft sogar noch eine rechte Freude damit.

Um aus Galanterie zuerst von den Damen zu reden — eine Galanterie freilich, die mir wenig Dank einbringen wird — so ist in der Münchener Damenwelt zwar auch schon vielfach die Neigung verbreitet, unter einem eleganten Kostume einen vernachlässigten Magen zu verbergen, eine Neigung, die um so fataler ist, als die Münchnerin es gar nicht im Geringsten versteht, mit

chic Toilette zu machen. Im Allgemeinen jedoch birgt die Münchener Damengesellschaft doch noch einen guten Gehalt häuslicher Tugenden, denen es aber allerdings an einer glücklichen Vereinigung mit jenen Vorzügen höherer Geselligkeit fehlt, wie sie großstädtisch erzogenen Damen eigen zu sein pflegt. Die Münchnerin ist durchaus Kleinstädterin. Ihre Hochzeitsreise abgerechnet, bewegt sich ihr Leben in der Regel nur zwischen München und Starnberg oder Tegernsee, und bei diesem engen Erfahrungskreise ist es ihr unmöglich, im geselligen Verkehre über das Niveau der häuslichen Sorgen und dessen, was sich die Köchinnen am Viktualienmarkt und ihre Gebieterinnen im Kränzchen erzählen, hinauszutreten. Sie erlangt auf diese Weise nie den Standpunkt einer eleganten Conversation, einer elastischen Vielseitigkeit des Gesprächsstoffes, dafür aber hat sie als Kleinstädterin einen eben so großen Fond von Neugierde, wie sie gegen Alles, was ihr selbstständig, originell entgegentritt, namentlich gegen derartig ausgestattete Geschlechtsgenossinnen einen fanatischen Widerspruchsgeist zeigt, der sie zu Urtheilen und Sentenzen verleitet, welche München sehr leicht in den Ruf eines gräßlichen Klatschnestes bringen konnten. Wehe der Unglücklichen, welche durch geschmackvolle Toilette, durch elegante Tournure, pikante Unterhaltung excellirend, den Münchnerinnen unangenehm wird! In längstens einer Woche sind außer den in solchen Fällen stereotypen Schulden ihr

alle Laster, deren ein Weib fähig ist, von den lieben Mitschwestern zuerkannt und jeder verfehmt, der von der Aermsten anders als von der „Kokette", der „gräßlichen Person" spricht.

Es fehlt in München nicht an geistreichen Frauen und Mädchen — aber diese sind Fremde. Es rührt dieß von der Erziehung der Mädchen her, welche man einige Zeit in's Pensionat, zu Ascher oder Neumeier, schickt, wo sie wissenschaftlich lackirt werden mit einem Lack, der zwar beim Backfische noch mit naseweiser Prätension glänzt, in freier Luft aber alsbald springt und die junge Münchnerin im Wechsel von Bällen, Unterhaltungen und Sommerfrischen ängstlich bestrebt sein läßt, desselben baldigst ganz los zu sein, um ja nicht in den Ruf eines Blaustrumpfes zu gerathen. Blaustrumpf aber wird hier jedes Mädchen genannt, das im Gespräche nur gelegentlich einen berühmten Namen nennt oder die Frage stellt: „Haben Sie das neueste Werk von N. N. schon gelesen?" Bei einer langjährigen Münchener Damenbekanntschaft habe ich keine geborene Münchnerin getroffen, die von Literatur mehr als Goethe, Schiller, Shakespeare dem Namen nach gekannt hätte, ohne verbürgen zu wollen, was sie davon gelesen. Heine's Buch der Lieder ist populärer, vor Allem Redwitz' Amaranth, Flygare Carlèn und Friederike Bremer, Hackländer und in neuester Zeit Marlitt und Werner. Für Kunst ist die einzige, zweifelhafte Quelle der Kunstverein, während

ich viele junge Damen kenne, welche weder die Pinakothek, noch die Schack'sche Sammlung, viel weniger die Sammlungen der hiesigen Kunsthändler gesehen haben.

Dagegen zeigt sich ein reges musikalisches Interesse der Münchener Damenwelt in den zahllosen Klavier genannten Folterinstrumenten der menschlichen Gehörwerkzeuge, welche in jedem Hause fast von zarten Händen zur Abbüßung aller schweren und läßlichen Sünden den Mitbewohnern vorgeklimpert werden und ebenso in dem obligaten Besuche der langweiligsten Concerte, die resignirt bis zu Ende mitgemacht werden. Ja einmal brachte es die Münchener Damenwelt gar zu einem förmlichen literarischen Fieber. Es war dieß im denkwürdigen Frühjahre des Jahres 1876 als der Rhetor Türschmann hier Dramen Goethes, Shakespeares und Sophokles recitirte. Ich bin nicht so boshaft, die interessante äußere Erscheinung Türschmanns mit diesen literarischen Krämpfen, wie sie sich damals Besorgniß erregend zeigten, in Verbindung zu bringen, so viel aber ist gewiß, die Münchener Damen waren mir damals räthselhaft.

Fräulein X., das gute Dingelchen, das sonst gewiß keinem deutschen Klassiker zu nahe trat und „der Müller und sein Kind“ als ihr Lieblingsstück bezeichnete, sprach mit einem Male von Goethes Iphigenie, als hätte sie schon längst gewußt, daß Goethe überhaupt so Etwas „gemacht“ habe, und gar die alte Frau Oberstin mit

ihren vier hyperjungfräulichen Töchtern wußte sich über die Antigone des Sophokles vor Entzücken nicht zu fassen und sagte immer wieder: „Ein eminenter Mensch dieser Sophokles! Ein wahres Genie!“ Die Töchter schwärmten ihrerseits abwechselnd über Faust, Macbeth, Oedipus, wie es sich eben schickte, nur die jüngste, die sechsundzwanzigjährige naive Euphrosyne schwärmte ausschließlich für Herrn Türschmann, den reizenden Mann. So ging es mutatis mutandis fort in infinitum und die harmlosesten Kafeeschwestern waren plötzlich Schöngeister geworden. Freilich machen es dabei die guten Damen, wie jener Bauer, der zum Erstenmale Senf zu kosten bekam. Er nahm nämlich gleich einen ganzen Eßlöffel voll davon zu sich. Unsere Damen verzehrten die schwere Kost jener klassischen Dramen mit einer Leichtigkeit, wie sie ein Vierteldutzend kleiner Dampfnudeln essen, und verspürten trotz dieses riesigen Appetites nicht die geringste Indigestion. Freilich, kaum kehrte der Rhetor der Stadt München den Rücken, so war es auch mit diesen Klassicitätskrämpfen vorbei und ohne weitere Nachwirkungen kehrten die Damen zum Klatsche der Kafeekränzchen, und Faust, Iphigenie zu ihrer unterbrochenen Ruhe im Bücherschranke des „schönen Zimmers“ zurück, um wie früher, höchstens alle Sonnabend vom Staubbesen berührt, gleich dem eleganten Tintenzeug auf dem nie benutzten Schreibtisch ein beschauliches Dasein zu pflegen. Die vortheilhafte Seite der Münchener

Damenwelt, wodurch sie sympathisch wirkt, liegt, abgesehen von der Thatsache, daß es an Persönlichkeiten, welche dem Namen des „schönen" Geschlechtes Ehre machen, nicht fehlt, in ihrem bei aller kleinstädtischen Niaiserie doch deutlich sichtbaren herzlichen Gutmüthigkeit. Die offene Liebenswürdigkeit, die gemüthliche Zuthunlichkeit der hübschen Münchener Damen, aus welcher stets warme Herzenstöne hervorklingen, wird namentlich den bei Damen an anfängliche Zurückhaltung gewohnten Norddeutschen angenehm berühren, und staunend wird er bemerken, wie schnell er auf dem Fuße eines guten Bekannten mit einer Dame steht, die ihm schon beim zweiten Willkommgruße das Händchen reicht und ihn durch eigene Munterkeit und Leichtigkeit der Umgangsformen auffordert, seine anfängliche steife Höflichkeit und Reservirtheit fallen zu lassen. Noch mehr wird er diese Erfahrung bei jungen Herren machen, die, wenn er nur nicht ein staubtrockener, steifgeschnürter Geselle ist, in ihren Kreisen ihn gerne aufnehmen, so daß er, sobald zwei oder drei Münchener ihn kennen, sich um seine Abende nicht zu sorgen braucht, wenn er anders eine fröhliche Kneipgesellschaft liebt, bei welcher neben dem kecken, ungebundenen Humor er auch einen Fond geistiger Kraft finden wird, der sich in Witz und ernster Debatte offenbart.

Allein es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen unseren Herren in ihrem geselligen Kreise am abendlichen Kneiptische und einer Dame vis-à-vis. Selten tritt ein

Herr in eine Familie als Gast am Tische des Hauses ein, wenn er nicht ernstere Absichten dabei verbindet. Sie werden ihm untergelegt, wenn er diesen Schritt thut, vielleicht ohne daran im Entferntesten zu denken. Der Münchener Papa und die Mama sind gegen junge Herren sehr liebenswürdig, allein sich durch Ausübung einer voreiligen Gastfreundschaft zu incommodiren, fällt nur jenen ein, welche im Geruche des „Fallenstellens" stehen und von vorsichtigen Garçons gescheut werden. Der normale Familienvater führt seine Tochter auf öffentliche Bälle, auf die Gesellschaftsabende einzelner Privatgesellschaften, in den Hofgarten; dort mag sie sich unterhalten, die häuslichen vier Wände werden nur dem Freier oder den man dazu machen möchte, geöffnet. Dabei wird man mit den jungen Mädchen ganz wohl bekannt, man plaudert über Tagesgeschichten, säuselt Liebenswürdigkeiten, macht einen Witz, der ein starker Kalauer sein darf, allein man lernt nicht jene Art vielseitiger Conversation, wie sie sich da entwickelt, wo der Garçon mehr in Familienzirkeln seine Damenbekanntschaften macht. Es ergibt sich dadurch eine Art des Auftretens jungen Damen gegenüber, welche selbst bei dem dazu Befähigten aus Mangel an Uebung die Scheu vor einer tieferen, über die Phrasen oberflächlicher Liebenswürdigkeit hinausgehenden Conversation zur Folge hat. Damen, die solche Ansprüche erheben, müssen den

Münchener Garçon jedenfalls für langweilig, oft für geistlos halten.

An sich ist er aber Beides nicht, vielmehr zeigt sich in der Mehrheit unserer jungen Herrenwelt ein unleugbar ernster, geistes- und gesinnungstüchtiger Zug, von welchem nur die sog. jeunesse dorée abweicht.

Eigentlich kann von einer solchen in einer Stadt, wo die sog. Demimonde gar nicht oder doch nicht öffentlich unterscheidbar auftritt, nicht die Rede sein. Allein deßhalb München für eine solide, moralische Stadt zu halten, wäre höchst irrthümlich. Das unangenehm eclatante Auftreten einer noch weniger anständigen Gruppe birgt gewiß in sich nicht das Zeichen größerer Solidität Münchens, sondern größerer Geschmacklosigkeit unserer jeunesse dorée. Diese besteht im Wesentlichen aus zwei Gruppen: dem Ellen- und Agioritter, welcher mit keinem anderen Talente als dem unfreiwilliger Komik den Gentleman zu imitiren versucht, aber dabei nur ein wandelndes Auslagestück seines Schneiders wird, und zweitens dem jungen Herrn „aus der Gesellschaft", welcher sich bei der Cavallerie wegen Mangels der zum Reitkünstler erforderlichsten physischen Eigenschaften invalid erklären ließ, um von seinen zahlreichen freien Stunden im Colosseum auszuruhen und einer überschminkten Chansonetten-Sängerin Bouquets zu werfen.

Unserer jeunesse dorée fehlt es absolut an Dem, was der echte Lebemann „gentlemanlike" nennt, und

sie imitirt den Lion der Pariser Boulevards und des Londoner Hydeparks auf einem socialen Terrain, das dieser als „mauvais genre“, „shoking“ bezeichnen würde.

Diese so geschilderte Gesellschaft ist es, welche vor Allem des Sommers bei den Abendmusiken sich allgemeines rendezvous gibt.

Die Münchener Garnison stellt wöchentlich zweimal, Mittwoch und Samstag Abends 6 Uhr, zwei Musikcapellen einer Toilettenparade und Herren-Revue zur Ausschmückung zu Gebote. Samstags ist die Abendmusik im englischen Garten am chinesischen Thurme. Es ist das ein hübscher, von den herrlichsten Baumgruppen umgebener Platz mit einer vortrefflichen Restauration, namentlich bei dem Münchener Sonntagspublikum als Ausflugsort beliebt. Aber ebendeßhalb ist die feine Welt nicht sehr dafür eingenommen. Wir genießen ohnehin auswärts trotz Pinakothek und Glypthotek, trotz des hochtrabenden Namens Isar-Athen und der dazu gehörigen Propyläen ein höchst prosaisches Bier-Renommé. Es besteht das Bedürfniß, en miniature wenigstens zu zeigen, daß sich mehr als ein Dutzend Münchener zusammenfinden kann, ohne den partikularistischen Ruf: „Bier!“ ertönen zu lassen. Am chinesischen Thurme ist der Ruf noch von allgewaltiger, unausrottbarer Kraft. Darum zieht die feine Gesellschaft die Mittwoch-Musik im Hofgarten vor. Unter schattigen Kastanien auf

eleganten Gartenstühlen bei Tambosi und Gampenrieder, die freskengeschmückten Arkaden mit den königlichen Hexametern im Auge, ruft man hier die kosmopolitischen, eleganten Worte: „Eis! Limonade! Zuckerwasser!" München ist hier nicht das stereotype München, es ist die moderne Residenz, die Großstadtsbestrebungen hat, und in kleine Pariser und Pariserinnen verwandelt, verpönen die eleganten Münchener für eine Stunde das Getränke, das sie im dunklen Drange der Natur in der nächsten Stunde lechzend wieder suchen.

Soweit die Charakteristik der sog. gebildeten Stände.

Wenn wir nun in die kleinbürgerlichen Sphären hinabtauchen, so finden wir zwar auch hier, wie in der gebildeten Gesellschaft, Spuren des modernen Schwindels, der Sucht nach Außen hin zu prahlen auf Kosten der gesunden inneren Verhältnisse. Im Allgemeinen zeigt sich der Münchner der unteren Stände, das „Volk" als ein grobkörnig gutmüthiger Menschenschlag, der mit dem Wiener Typus bereits darin eine Aehnlichkeit hat, daß er vor Allem gerne gut lebt, worunter nicht nur Essen und Trinken, sondern auch ein an Vergnügen nicht zu armes Leben verstanden wird. Der Münchener ist nur zu schwerfällig, um den Leichtsinn des Wieners haben zu können. Man behauptet vielleicht mit Recht, in früheren Zeiten seien die Münchener sparsamer gewesen. Es ist dies möglich, aber von jeher waren sie keine Freunde einer bescheidenen Lebensweise. Das Bild

des Münchener Sonntags mag dafür einen theilweisen Beleg bilden.

Bei einer im Haupttheile katholischen Bevölkerung, noch dazu mit ultramontanen Ingredienzien reichlich gewürzt, darf der morgendliche Kirchgang im Sonntagsbilde nicht fehlen.

Der liebe Gott ist überall, hat man uns im Katechismus gelehrt. Ueberall aber kann er nicht von den gleichen Leuten verehrt werden. Abgesehen von den natürlichen Motiven der Wohnungslage wird die Wahl der zu besuchenden Kirche auch sehr von Stand und Gesinnung abhängig gemacht.

Die Kerntruppen der ultramontanen Bewegung, die begeisterten Anhänger Doctor Sigls, lagern in der Altstadt. Heil. Geist-, St. Peter- und die Frauenkirche sind die Stätten ihrer sonntäglichen Andacht, wo ihnen zu Ehren auch für eine möglichst populäre Erklärung des biblischen Textes Sorge getragen wird. Die „Partei Semmelschmarrn" dagegen, d. h. nach Sigls Lexicon die Partei der Gemäßigten, sucht, wie der indifferente gewohnheitsmäßige Kirchgänger, die Theatinerkirche, St. Ludwig, Basilika auf.

Im Allgemeinen lassen sich die Kirchgängergruppen auf diese Weise sondern, obwohl das Bild theilweise durch Uebergänge, Verschiebungen und Ausnahmen alterirt werden mag, so daß ein echter Siglianer sich in die

Theatinerkirche verirrt und ein Gewohnheitschrist nach St. Peter kömmt.

Viel einflußreicher als die Gesinnung ist für die Charakteristik des sonntäglichen Kirchenbesuches der an die Zeit sich knüpfende Standesunterschied. In den frühen Morgenstunden sammeln sich die unteren Stände und nur sehr vereinzelt sieht man die Gestalten distinguirter Beterinnen. Je mehr die Sonne gegen Mittag zu stehen kommt, desto evidenter wird das religiöse Gefühl der Gebildeten bemerkbar. Das Interesse des Beobachters, der am frühen Morgen seinen Posten in der Gegend des Marienplatzes suchte, wendet sich jetzt hauptsächlich dem durch die Residenz unterbrochenen Raume zwischen Theatinerkirche und Allerheiligen-Hofkirche zu. Auch die Frauenkirche hat um halb 12 Uhr eine Gelegenheit zu sonntäglicher Andacht für bessere Stände, aber das Bild wird kein so coloristisch prägnantes wie in den beiden oben genannten Kirchen. In der Allerheiligen-Hofkirche strömt Dir das duftende Parfüm der Torfluft entgegen, Du begegnest den seidenrauschenden Gestalten, die mit gesenkten Augen, aber hoch in die Luft gestreckten aristokratischen Näschen an Dir vorüberwandeln. Unter dem Eindrucke des Ganzen siehst Du Dich unwillkürlich veranlaßt, an den prachtvollen Marmorwänden zu gucken, ob Du keinem Placate begegnest mit den Worten: „Hier ist es verboten, ohne Glacéhandschuhe seinen Gott anzubeten, Andächtige ohne Vat-

tisttaschentuch und Gebetbuch mit Goldschnitt haben die Ausweisung zu gewärtigen!"

In der Altstadt am Morgen haben wir die interessanten Physiognomien der mit zitternder Lippenbewegung im Halbschlaf ihren Rosenkranz drehenden Pfründnerin und jener lieblichen Sorte von Betschwestern gesehen, die mit gefalteten Händen inniglich betet, vor der Du Dich aber beim Ausgange hüten mußt, sie zufällig zu stoßen oder auf das Kleid zu treten, wenn Du nicht aus frommem Munde jene echten Münchener Schmeicheltöne hören willst, vor deren Fluth der muthigste Mann unter dem Gelächter der Umstehenden die Flucht ergreift. In der Allerheiligenkirche aber lernst Du Deinen Gott verehren nach den Regeln der Kunst mit dem vollen Rüstzeuge des Salons.

Das gewinnreichste Feld für den Beobachter bietet die Theatinerkirche um 11 Uhr. Hier trifft man in auffallender Zahl die Mamas des höheren Beamtenstandes, der Offizierskreise und des nicht in den Regionen der Diplomatie sich bewegenden bescheideneren Adels mit den Töchtern. Daneben elegante junge Herren, deren Blicke weniger frommen Sinn, als das Suchen nach einem bestimmten Etwas zeigen. Dieses bestimmte Etwas findet man bald in dem schüchternen Seitenblicke einer frommen Beterin. Dann und wann hört man den kurzen Stoß eines Säbels auf dem Pflaster, ein acutes Räuspern oder Husten. Ist der Gottesdienst zu Ende,

bemerkt man vor dem Ausgange manchen Wink mit den Augen, ohne oft den Gegenstand bemerken zu können, dem er galt. Die schöne Beterin hat ein schärferes Auge, und längst, als sie aus dem Kirchenstuhle trat, die Wege dessen verfolgt, dem jetzt ihr Gruß gilt. Auf die Straße getreten, tönen den Frommen die Klänge der eben begonnenen Parademusik an der Feldherrnhalle entgegen und, wie im Spaliere, steht die junge Herrenwelt der Kirche gegenüber. Da findet sich noch Mancher, den seine Gefühle nicht bis in, aber doch vor die Kirche brachten, und er erhascht einen lächelnden Gruß der züchtig durch die zur Parade dicht versammelten Menge schreitenden Dame seines Herzens.

Was der Ballsaal begonnen, die Theatinerkirche hält es par distance aufrecht, bis es in Starnberg oder Tegernsee zu glücklicher Vollendung gelangt. Die Kirchen sind geschlossen, die Parade beendigt. Lassen wir die Leute ihr Sonntagsmahl verzehren, das heute seinen besonderen Braten selbst in den gebildeteren Ständen bietet. Nur der große Reichthum kennt hier so wenig wie in der Kleidertracht einen Unterschied zwischen Sonn- und Werktag. Selbst in den feinen Restaurants findet man eine reichere Speisenkarte. Die Beobachtung des sonntäglichen Putzes und, so weit es möglich, des sonntäglichen Mittagstisches könnte einen gar nicht belanglosen Beitrag zur Vermögenscharakteristik unserer Bewohnerschaft liefern. Wir würden in München die

Wahrnehmung machen, daß bis in die höchsten socialen Rangstufen sich der Sonntagsgedanke im materiellen Leben geltend macht. München ist wesentlich eine Stadt des Mittelstandes. Thoren Diejenigen, welche diese Erscheinung nicht sehen und mit Verhältnissen in der Luft arbeiten, die nur Anhäufungen großer Vermögen conform sind, wie sie München nicht kennt, dessen Charakter nur in unbedeutenden Ausnahmen den Begriff „Wohlhabenheit" überschreitet! Bereits lassen sich in unseren ökonomischen Verhältnissen die Folgen einer solchen thörichten Verkennung der Thatsachen fühlen, eine Verkennung, die nur in einer verantwortungsvollen Renommage ihren Grund hat.

Der Nachmittag ist nun, wenn wir Sommerszeit haben, der Promenade in der Maximiliansstraße und den Ausflügen gewidmet.

Namentlich die unteren Stände bis zum behäbigen Bürgerthum sind kaum denkbar ohne den Sonntagsnachmittags-Ausflug in die Gartenwirthschaften des englischen Gartens, Sendling, Harlaching, Großhesselohe. Auch die gebildeten Classen nehmen hieran einigen Antheil in Bogenhausen, Tivoli und beim Aumeister. Der englische Garten und die Gasteig-Anlagen bieten ein reges Bild der wallfahrenden Ausflüglerschaaren. Der „kleine" Münchener, d. h. der Minderbemittelte, zieht aus mit Kind und Kegel, das Kleinste wird noch im Wägelchen mitgefahren, das Vorletzte vom Vater auf dem Arme

getragen. Auch ein drohendes Gewitter bildet für den von den Werkeltagsmühen ausruhenden Gewerbsmann keinen Hinderungsgrund. „Wozu gibt es Regenschirme?“ Die Kleinen geschickt unter die elterlichen Schutzdächer gruppirt, geht man getrost nach Kleinhesselohe oder dem chinesischen Thurme.

Des Abends dann zeigt sich die Maximiliansstraße im Sonntagsglanze, dicht bevölkert von den promenirenden Gebildeten und den vom Nachmittagsvergnügen Rückkehrenden aller Stände; das geschmacklos die Mode imitirende Hausmädchen, welches entrüstet ist, wenn man ihm sagt, die altmünchnerische Riegelhaube mache es zu einem schönen Kinde, während der Federhut es verunstalte, geht in Begleitung ihres Kuirassiers oder Auslaufers mit dem Beinkleide von unbeschreiblicher Farbe und den hellgrünen Handschuhen. Daneben bildet der Sonntagsreiter eine ergötzliche Figur. Das Alles findet sich mehr oder minder in allen Städten.

Specifisch Münchnerisch ist der „Wagerlprotz“. So nennt man den Besitzer einer schwerwiegenden Gattin mit einem halben Dutzend Brochen am Sonntagsshawl und eines zweisitzigen Wägelchens mit einem selten schönen, immer „schneidigen“ Traber. Einen solchen zu besitzen ist die höchste Lust vornehmlich des als „Privatier“ geldgesegneter Ruhe pflegenden ci-devant Metzgers oder Bierwirthes. Diese Privatiers sind theils harmlose Leute, welche mit vielen Ringen am Finger und einer

schweren Uhrkette, an der Seite einer geräumigen Gattin ihr Dasein mit hohem Selbstbewußtsein von der Macht des Geldes führen, theils aber sind es auch Leute jener gefährlichen Sorte, welche, von Handlangern unterstützt, das sonntägliche „Einspännerl" in Wechselgeschäften und Güterhandel ernähren, und, gerade an der Grenze des Strafgesetzbuches balancirend, dem jungen Verschwender den letzten Vermögensrest entlocken, den armen Teufel bis aufs Hemde plündern. Mit dem stolzen Worte: „Ich hab's" in den Zügen ausgeprägt, jagt das Ehepaar an der promenirenden Gesellschaft vorbei, um den Tag, nach einem kräftigen Abendmahle zu Hause, auf dem Keller zu beschließen.

Soweit die photographischen Aufnahmen an einem schönen Sommertage. Im Winter zeigt die Maximiliansstraße wo möglich ein noch größeres Gewoge und Gedränge aller Stände. Zu allen Jahreszeiten aber hat man Gelegenheit, das mangelhafte Toilettentalent der Münchener Damen und die herausfordernden Erscheinungen der auf Straßenbreite nach allen Parfüms, mit denen sie ihren Nationalgeruch betäuben wollen, duftenden Jüdinnen mit Toiletten, welche zur erwähnten Geschmacklosigkeit noch eine mit der untersten Stufe der Demimonde concurrirende Bizarerie fügen. Wirklich geschmackvolle, fashionable Toiletten sind nur zur Zeit des Höhepunktes der Fremdensaison zu bemerken.

Der Münchener Spießbürger geht auch des Winters mit seiner Familie am Nachmittage nach Sendling oder nach Neuberghausen, am häufigsten aber doch in ein Bierlokal der Stadt, wo die Kapelle „Danubia", „Concordia", „Amicitia" u. s. w. mit ihren Trompeten und Bombardons die nicht eben zarten Trommelfelle leise kitzelt. Der Abend sogar wird theilweise von der ganzen Familie im Bierhause zugebracht, am liebsten bei sog. Volkssängern, welche sich durch möglichst ungenirte Auswahl ihrer Stoffe des allgemeinen Beifalls erfreuen, oder gar in den Hallen des Colosseums oder der Westendhalle. Der Münchener Spießbürger ist zu komisch. Vor einigen Jahren hätte er in echt Schöppenstedt'scher Manier die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, hätte man ihm zugemuthet, in seinen Mauern ein café chantant zu dulden. Jetzt hat er sich großstädtisch zu zwei bedeutenden Etablissements dieser Art aufgeschwungen, läßt aber naiv, was sonst in keiner Stadt der Welt zu sehen ist, seine siebzehnjährige Tochter die unzweideutigen Gesten einer halbnackten „Künstlerin" bewundern, beruhigt, weil die Jungfrau die französischen oder englischen Zoten so wenig versteht, wie er selbst und seine Gattin. Bei diesen mehr lächerlichen, als schlimmen Mängeln darf die Eingangs erwähnte rc. Räthin den Münchner immer als eine angenehmere Erscheinung betrachten, als ihren Landsmann, den Berliner der unteren Klasse. Dem

Münchener hat keine Magendressur bei Speck und Schnaps das Gemüth vergällt und darum ist sein Lachen kein höhnisches Grinsen, sein Witz keine Waffe, die boshaft verletzt, sondern ein Spiel, das den Freund lachen macht. Münchens Gassenjungen sind ungezogene Rangen, aber kein roher Janhagel. Die Bissigkeit eines hungrigen Wolfes ist der Typus des gemeinen Berliners, die schwerfällige, aber meist gutmüthige Derbheit eines Bären, der nicht in seiner Bequemlichkeit gestört sein will, der Münchner Volkstypus. Was ist besser?

Tambosi war einstmals das interessanteste Cafe Münchens. Es war der Rendezvousplatz der Münchener Celebritäten, der von den Ultramontanen so bitter gehaßten „Berufenen" Maximilian II. und der aus den Künstlern Ludwig I. stammenden Geistesgrößen.

Auf den Gartenstühlen vor den Arkaden konnte man damals manch' geistreichen Kopf sehen und manch' sprechendes Witzwort hören. Wenige von den Alten sind es nunmehr, die noch überlebend Zeugniß davon geben können. Ein literarischer Nachwuchs findet sich in München eigentlich gar nicht. Literarisch ist München eine Wüste, aus der nur einzelne Palmen, wie Heyse, Lingg, Schack, Carrière ragen. Die künstlerische Jugend aber lebt unter anderen Bedingungen, anderen Sphären. Die Luft, die einst vom Odem Geibel'scher Lyrik und der Weisheit Mirza-Schaffy's geschwängert war, durchzieht jetzt artilleristischer Pulverdampf und bureaukrati-

scher Aktenstaub, durch die sich auch weniger zarten Geruchsnerven unangenehm fühlbar starke Atome von Zwiebel und Knoblauch ziehen. München hat seinen glänzenden Ruf als Geistesgroßstadt, als das deutsche Florenz, als ein größeres Weimar leichtfertig eingebüßt. Aus der glänzenden Epoche Ludwig I. hat es Nichts gelernt, aus der Zeit, wo einer der edelsten, charaktervollsten Fürsten des Jahrhunderts, Max II, unter großen Geistern lebte und — lernte, hat es nicht nur keinen Gewinn gezogen, der Münchener hat vielmehr damals schon als echter Kleinstädter scheel auf die „Fremden" gesehen und diese, statt sie freudig aufzunehmen, eine geschlossene, abgesonderte Gesellschaft bilden lassen, welche außer dem wissensdurstigen Könige keinen Zusammenhang mit der Münchener Bevölkerung hatte, und als der edle Fürst die Augen geschlossen hatte, gingen die „Fremden", und die Münchener waren die alten — Kleinstädter, statt, wo es so leicht möglich gewesen wäre, ihr herrliches Heim zu einem Asyl geistiger Interessen zu gestalten, in welchem die nationale Leichtlebigkeit weit schönere, anmuthigere Verhältnisse geschaffen hätte, als dieß in dem frostigen, verstandsnüchternen Berlin möglich ist. Aber unsere Hochwohlweisen, welche glauben, sie könnten ihr Jahrhundert in die Schranken fordern, zogen es vor, Großstadtsbestrebungen zu affektiren, obwohl jeder Vernünftige für München die Möglichkeit einer Gestaltung zur Großstadt negiren wird, und bilden

sich nun ein, mit ihren Verschönerungen, Straßenerweiterungen u. s. w. sich ein Denkmal für ewige Zeiten gesetzt, bei Lebzeiten als der Weisen Weiseste betrachtet zu werden. Einen Diamanten hat der Größenwahn, die moderne Handschuhmacherhalbbildung weggeworfen und eine böhmische Glasperle dafür eingetauscht.

Dritter Bilderbogen.

Die Olympia der Isar-Athener, die man gemeinhin Oktoberfest nennt.

Warum heißen wir Isar-Athener? Um unserer Dutzend antiker oder antik titulirter Gebäude willen? Wegen der vielen „Kunstmaler" die ihre Bilder bei uns nicht anbringen? Oder vielleicht wegen des apollinischen Goethe-Monumentes am Dultplatz, dessen plastische Mantelfalten den Mangel eines in Kunst und Leben unentbehrlichen Körpertheils gütigst, aber vergeblich zu verbergen bemüht sind?

Ich habe früher so ähnliche Gedanken gehabt und darum diese Benennung für einen recht schlechten Witz gehalten, weil ich glaube, daß sie nur von den Fremden herrührt, die da meinen, weil wir eine Glyptothek haben, müßten wir drinnen gewesen sein, und weil ein Thor Propyläen heißt, müßten wir wissen, warum das Thor so und nicht anders genannt wird. Das ist aber ein

Irrthum! Wir echten Münchener wissen so wenig, was in der Glyptothek ist, als die alten Athener gewußt haben, wie lang es im Hofbräuhaus Sommerbier gibt. Ich weiß es viel richtiger zu sagen, warum wir die Isar-Athener sind. Es ist dieß wegen der großen Aehnlichkeit des Oktoberfestes mit den olympischen Spielen der alten Griechen. Eigentlich sollte man also Isar-Olympia sagen. Weil aber Olympia ein kleines altgriechisches Nest war, so hat man, um unseren großstädtischgesinnten Magistrat nicht zu beleidigen, mit einiger Freiheit aus Olympia das vornehmere Athen gemacht. Wie nach Olympia, so wallfahren jedes Jahr im Oktober von allen Kreisen Bayerns die Männlein und Weiblein, bewundernd zu staunen, was auf der Theresienwiese für ein klassisches Schauspiel geboten wird. So tief wurzelt im Münchener Volksleben die erhabene Idee des Oktoberfestes, daß Du ohne Dich zu geniren einem Münchener sagen kannst, Du habest die Pinakothek oder die Glyptothek noch nicht gesehen, aber unfehlbares Mißtrauen in Deinen guten Geschmack erweckst, wenn Du eingestehst, im Oktober in München gewesen zu sein, ohne das Oktoberfest gesehen zu haben.

Um auf meinen Vergleich mit den olympischen Spielen wieder zurückzukommen, muß ich bemerken, daß natürlich der Aufklärung unseres Jahrhunderts entsprechende Modifikationen getroffen sind. Vor Allem ist es ein wesentlich landwirthschaftliches Fest, erinnert aber

dadurch trotzdem wieder an das alte Griechenland, daß es kein Lokalfest, sondern ein Fest der ganzen königlich bayerischen Landbevölkerung ist, wodurch eine interessante Typenmischung entsteht, wie sie wohl auch bei den olympischen Spielen sich gefunden hat.

Namentlich habe ich sehr viel böotische Typen gefunden, aber gar keine atheniſchen, was jedoch nur von meiner mangelhaften Kenntniß antiker Physiognomien herrühren mag.

Dem landwirthschaftlichen Zwecke entsprechend, ist das Hauptgewicht auf die Viehausstellung von Seite der leitenden Organe gelegt, das Volk aber sieht den „Hauptjux" in dem Rennen. Es ist dies kein olympisches Wagenrennen, auch kein englisches Derbyrennen. Der Volkssport ist bei uns ganz origineller Natur. Es fußt in dem Interesse, zu sehen, was die zu jeder vernünftigen Thätigkeit untauglich gewordene Mähre eines Posthalters oder Bierwirthes unter den Chikanen eines Rennbuben noch leisten kann, ohne todtgeschunden am Platz liegen zu bleiben, wofür dann der Besitzer dieses edlen Thieres einen Preis bekömmt, der den Werth des hippologischen Jammerbildes meist übersteigt, jedenfalls ihm gleichkommt.

Bereits eine Woche vor dem eigentlichen Festtage, dem ersten Sonntage im Oktober, beginnt das rege Leben auf der Theresienwiese, der großen, ebenen Grasfläche, die vom Südende der Stadt bis nach Sendling

sich zieht, an dem westlichen Gelände von der Kolossalstatue der Bavaria gekrönt. Am Bahnhofe vorbei führt der Weg durch die Schiller-, Schwanthaler- und Goethestraße. Diese Namen und die großen neuen Atelierpaläste, die in der letzteren Straße sich erheben, erzeugen in uns bereits jenes ästhetisch-schöngeistige Gefühl, welches zur würdigen Vorbereitung auf die Klänge der Blechmusiken und Drehorgeln dienen soll, die, sobald wir den Fuß auf die Wiese gesetzt, uns harmonisch-melancholisch entgegentönen.

Ameisenartig wogt es hinaus von allen Seiten der Stadt das Volk aller Stände, zu Fuß, zu Roß, in Equipagen, im Fiaker und im selbstbesessenen Einspännerl. Die liebe Jugend schwänzt die Schule, um an allen Ecken ihre Papierdrachen steigen zu lassen, freudig jauchzend, wenn das Ding höher und höher zum blauen Himmel steigt. Es zieht die Jugend unbewußt in diesem Drachenspiele die Sehnsucht nach luftigen Regionen, das Alter blickt lächelnd nach, und in seinem Lächeln liegt halb eigene Rückkehr zu kindlicher Neugier, halb das Geständniß: „Auch ich lief und rannte mich einst glühend heiß, ein solches Stück Papier gegen den Himmel zu jagen, und jetzt — gehe ich behutsam meines Weges und suche am Boden umsonst ein Ding, das mir die Freude machte, wie einst der Drache in den Lüften!"

Neben den Drachen spielen bei der Jugend noch eine große Rolle die rothen Ballons, die, an Fäden geführt, über den Häuptern der dicht sich durch die Gasse der Marktbuden bewegenden Menge schweben.

Seiltänzer, Panorama's, Menagerien, Geistererscheinungen, Caroussels und endlich photographische Atelierzelte, wo man in zwölf Minuten sein Conterfei auf Blech erhalten kann, bilden in Abwechslung mit Wurstläden und Cigarrenbuden die Gasse, durch welche die Köchin mit ihrem Kuirassier, der hohe Staatsbeamte mit seiner Tochter, der Arbeiter und die Weltdame sich bewegt. Von der Schießstätte knallen die Büchsen unter die Orgel- und Trompetentöne in den Schaubuden. Es ist olympisch durch und durch! Doch nein! Ganz Olympier werden wir erst, wenn wir an den grünen Bogen mit der Königskrone gekommen sind, der den Eingang zum großen Rondell bildet, wo die Vorführung des Viehes am Festtage stattfindet. Um dieses Rondell haben die Wirthe ihre Bierbuden gebaut. Wir lesen die Namen der Bierfabriken und von all den Bräuern fehlt kein theures Haupt!

Man wird mir jetzt die schnöde Behauptung entgegenschleudern, hier höre die Aehnlichkeit mit den olympischen Spielen auf und München habe keinen Anspruch darauf, Isar-Athen, oder, was besser wäre, Isar-Olympia genannt zu werden. O nein! Die alten Herren Griechen werden für's Erste auch nicht immer trocken dage-

sessen haben, für's Zweite zeigt sich bei uns der olympisch-athenische Sinn dadurch, daß wir uns am liebsten an jene Bierbuden hinsetzen, wo Musik erschallt und zwar nicht blos so eine altgriechische Flöten-Tanzmusik, sondern, unserer Münchener Aufklärung entsprechend, eine vollständige Blechmusik, die das ewig neue „Ich bin der kleine Postillon" und zur Abwechslung einmal auch den „Donauwalzer" und die „Wacht am Rhein" spielt. Da sitzen wir dann Männlein und Weiblein klassisch behaglich, von köstlichem Käseduft umgeben, bei unserem Maßkruge, und eine frenndliche Matrone bietet uns nach Belieben „Laugbretzen" oder Kücheln an. Genügt dieß unserem olympisch-athenischen Magen nicht, so winkt uns unfern eine kleine Bude, in der Regensburger Würstchen lustig im Schmalze schmoren oder für besonders leckere Gaumen die besonders seltsam bereiteten Fische. Diese, meist echte Weißfische, werden von einer zwar nicht sauberen, aber dicken Weibsperson abgeschlagen, ausgenommen, mit grau schimmerndem Salze von ihren Rosenfingern bestrichen, auf ein Hölzchen gespießt und dieses in die Erde über glimmende Kohle so lange gesteckt, bis der Fisch zum Leckerbissen geworden ist, der einem reinlichen Magen alle Ehre macht, wenn er ihn glücklich verdaut.

Was wäre Volksfest ohne Magenfest? Ein Ball ohne Musik, ein Zweckessen ohne Rede, ein bayerischer Landpfarrer ohne Tarokkarte. Wesentlich sind daher

diese eben geschilderten Genüsse süddeutscher Volksgourmandise. Erst nachdem wir ihnen gerecht geworden, treten wir in das von bunten Wimpeln und Moosguirlanden umgrenzte Rondell und mustern hier die Gesellschaft, welche, auf- und abpromenirend, nicht an den Bierhütten Platz nehmen darf. Es sind dies die Sklaven des noblesse oblige. Dieser ernste aristokratische Wahrspruch wird bei unserer süddeutschen Gemüthlichkeit übrigens sehr tolerant gehandhabt. Man kennt die strenge Anwendung desselben nur in der Enthaltung von kleinen Genüssen, welche kleine Auslagen machen, während in der Theilnahme an großen Aufgaben mit großen Auslagen eine sehr einfache und bequeme Auslegung des noblesse oblige stattfindet.

Doch auch im Rondelle sind diese aristokratischen Elemente in der Minderzahl. Sie treten nur durch ihre äußere Erscheinung deutlicher zwischen dem niederbayerischen Viehhändler, dem Dachauer Bauern und den hübschen Kindermädchen hervor, bei welch' Letzteren wir uns dann und wann aufhalten, um als echte Kinderfreunde uns zu erkundigen, wem die geputzten Rangen, die sie mit sich führen, gehören.

Wir sind jetzt an der anderen Seite des Rondells angelangt, wo zum Besten der Armen ein Glückshafen aufgestellt und zum Schaden der Hühneraugen das Gedränge am größten ist. Wir nehmen zehn Loose und sind so glücklich, zwei Treffer gewonnen zu haben, mit

denen man uns an die andere Seite des Glückshafens weist. Dort lassen wir uns von den sich drängenden Gewinnern eine halbe Stunde stoßen und treten, bis in der Gewinnstvertheilung die Reihe an uns kömmt. Alsdann lassen wir uns resignirt einige Grobheiten des vertheilenden Herrn gefallen, weil wir nicht schnell genug durch das Gedränge kommen, um unsere Glücksgabe seinen Händen zu entnehmen, und erfreuen uns dann eines Paares eleganter Strumpfbänder und eines Paquets Stearinkerzen, die Fortuna uns verschwenderisch bescheerte. Die Strumpfbänder schenken wir einer gerade vorüberschwebenden Ladenjungfer unserer Bekanntschaft, die unser fürstliches Geschenk „mit züchtigen verschämten Wangen" genehmigt. Die Stearinkerzen aber benutzen wir des Abends, um in der Maximiliansstraße dem Magistrate eine Gefälligkeit zu erweisen und den Münchener Boulevard glänzender als die hie und da flackernden Gasflammen zu erleuchten.

Wesentlich ändert sich das Bild auf der Theresienwiese, je näher der Festsonntag heranrückt. Mehr und mehr mischt sich die Oberländer-Juppe, der Dachauer Kittel, auch die schwäbische Sonnenhaube in's Volksgedränge. Am Samstag sieht man schon ganze Haufen in Mitte der Straße, mit naiver Verachtung des Trottoirs, einhertroddeln, die Mannsleute meist voranschreitend, das Weibsvolk, das mehr Gegenstände der Neugierde findet, hinterdrein. In den Kaffeehäusern, die sie gerne

besuchen, gaffen sie neugierig auf das Buffet, das Billard und die elegant bemalte Decke und, wenn der Zufall auf ihren Tisch die „Gartenlaube" oder „Ueber Land und Meer" bringt, dann vertieft sich die oft gar nicht üble Tochter in die schönen „Bildeln", wagt aber nicht länger den interessanten Schatz zu wahren, wenn ein Stammgast aus der Species der Zeitungsfresser mit den Worten naht: „Haben Sie schon gelesen?"

Am stärksten vertreten ist die Dachauer Tracht mit den schweren schwarzen Faltenröcken der Weiber, deren Hüften dadurch eine unbeschreiblich häßliche, eckige Form bekommen, während der Oberkörper in der Seidenjacke mit den unnatürlich hohen Puffärmeln und dem nicht minder unnatürlich miederartigen Brustlatze, der, von Goldlitzen strotzend, sich vorn an die Brust einem Brette nicht unähnlich anlegt, künstlich gekürzt und die runden Formen der Büste gewaltsam unterdrückt werden. Das einzig Hübsche an dieser originell geschmacklosen Kleidertracht, welche jedoch zu großer Entfaltung bäuerlichen Reichthums gute Gelegenheit bietet, sind die schwarzen Spitzenhäubchen mit den an Stirn und Schläfen weit in's Gesicht vorragenden Spitzen. Neben der Dachauer Tracht sieht man am häufigsten das anmuthige Oberländer Kleid. Die Männer zeigen sich zwar nicht in den Kniehosen und Lodenstrümpfen, sondern ihr Festgewand ist aus grauem Tuche mit grünem Ausputze in städtischem Style gemacht. Aber der Hut mit dem

Federschmucke darf nicht fehlen. Die Weiber tragen auch die niedlichen Oberländer Hüte, häufig mit einer vielfachen Reihe goldener Schnüre geschmückt, das seidene Fürtuch, ein schwarzes Mieder mit silbernen Kettchen und einem einfach geblümten hellfarbigen Rock. Die nichts weniger als reiche Tracht kleidet junge Mädchen vortrefflich, und daher mag es rühren, daß man unter diesen Leuten allein zuweilen ein wirklich niedliches Gesichtchen sieht.

Sonst taucht hier und da noch die hohe Bärenmütze der altbayerischen Hochebene auf einem Frauenkopfe auf, mitunter begegnet man dem oberpfälzischen rothen Falbelrock oder auch der schwäbischen Sonnenhaube. Im Allgemeinen zeigt sich aber ein auffallendes Vermeiden der älteren bäuerlichen Tracht und statt derselben eine halbstädtische Kleidung und das schwarze Kopftuch als Ersatz von Spitzenhaube und Bärenmütze. Die Männer, außer den erwähnten Oberländern, gehen auch vielfach in städtischer schlechtgeschnittenen Tracht, doch sieht man hier noch häufiger als bei den Weibern das altübliche Kleid, die Lederhosen in den hohen Stiefeln, die kurze Jacke mit den Guldenknöpfen und die Weste mit der doppelten Reihe von Halbgulden oder aber meist Knopfsechsern. Die Reichswährung wird diesen numismatischen Knopfschmuck wohl begraben, und damit muthmaßlich die ganze Tracht, da der Bauer sich nicht entschließen wird, sie beizubehalten, wenn ein so wesentlicher Bestand-

theil fehlt, der, in diesen Kreisen die Stelle der Ordensbänder und des Kammerherrnschlüssels vertretend, dem persönlichen Auftreten auf der Schranne ein mit jedem Guldenknopf oder gar Marienthaler wachsendes Ansehen verlieh.

Wird so mit der Zeit das Oktoberfest ärmer an Costümstudien werden, der ergötzliche Stoff für den Physiognomiker wird bleiben. So wenig es noch einer Feder gelungen ist, die Pracht des südlichen Sternenhimmels, wenn er über die paradiesischen Gefilde von Kaschmir scheint, oder das bunte, tausendfach sich regende, webende Leben des Urwaldes von Ceylon in mondheller Mitternacht, oder den Glanz des auf den Eisgiganten sich brechenden Nordlichtes zu schildern, so wenig wird es mir gelingen, ein klares Bild zu entwerfen jener Naturerscheinung, aus der man ultramontane Wahlmänner schnitzt. Die ungeschlacht tölpische Figur des Kasernencandidaten, die idyllisch dumme Physiognomie des Spitzederopfers, der dickwanstige rohe Bauernstolz aus dem Rottthal, die pfiffige, verschmitzte Physiognomie vom Lech, die schmutzige Verwilderung aus dem Dachauermoos, dazwischen die kecke, frische und kräftige Gestalt, die auf den Felsengraten des Watzmann und der Zugspitze jodelt, und der scharf gezeichnete, weißgelockte Kopf eines Rembrandtischen Greises aus dem korngesegneten Ries, dieses bald Lachen, bald Widerwillen, bald Gemüthlichkeit, bald Achtung einflößende Bild muß man

gesehen haben, und dazu gesehen haben die dazwischen sich durchziehende Erscheinung des bayerischen Landpfarrers in dem Wechsel jovialer Einfalt, jesuitischer Heuchelei und wohlgenährter Lebsucht, — dann begreift man Spitzeder, Peterspfennig, Kammermajorität u. s. w.

Die lustigste Figur aber für mich war in diesen Tagen die gebildete Tochter des gebildeten Oekonomen aus der Provinz.

Herausgeputzt nach den neuesten ihr zugekommenen Modeberichten, sah sie ergötzlich aus, vom duftigen Schleier das pausbäckige Gesicht umrahmt, die Hand, deren zarteste Beschäftigung es war, des Vaters Kühe liebkosend zu streicheln, sorgsam in Handschuh Nummer 8 gehüllt und, ach, die zuverlässig breitspurige Basis der Füße gemartert mit den modischen hohen Hacken, in denen die Münchnerin kaum sicher zu gehen vermag, das Röschen vom Hofe aber ängstlich schwankt und so oft sich schmerzlich übertritt. O über die ungerechte Mode, die da verlangt, daß ein Körper mit so unendlich gefüllter Büste und so gesunden, soliden Hüften Jongleurkünste übe auf den zierlichen Hacken, die parteiisch nur für die magere Pariserin, nicht für wacker ausgefütterte Töchter der bayerischen Landwirthschaft erfunden wurden!

Allein hiermit will ich nur die Tochter jenes schlichten Oekonomen, der eben dem Bauernrocke entwachsen ist, verstanden haben. Ganz anders zeigt sich die Tochter

des „Gutsbesitzers", wenn auch immer noch ein leiser Duft der Landpomeranze sie in Toilette und Exterieur umgibt.

Ein Socialpolitiker kann hier um diese Zeit tiefgehende Studien machen, wie im Gegensatze zu städtischem Leben draußen an Lande ein plus oder minus einiger Tagwerke Eigenthums einen wesentlichen Standesunterschied macht.

Die biederen Bauern, die unsere Füße so gefährlich auf der Straße bedrohen, sie unterhalten sich lärmend in den rauchigen Bierkneipen, während sie gerne wieder den eleganten Restaurationen den Rücken kehren, in die sie die allgemeine menschliche Neugier getrieben, wo aber die „noblen" Ladenjünglinge ihnen den Aufenthalt ungemüthlich machen, sogar die Kellnerin für sie, die doch auch zur bezahlenden Klasse gehören, nur ein spöttisches Lächeln hat.

Der erwähnte Halbbauer, „Oekonom" genannt, dagegen zeigt das eifrigste Bestreben so viel Bildungsmaterial als nur möglich mit nach Hause zu schleppen. Er besucht unter Tags jene Kaffeehäuser, wo jene großen, ihm sonst unerreichbaren Zeitungen aufliegen, und während er für einen ganzen Winter Vorrath an Weltpolitik einheimst, wendet die Gattin keinen Blick von den unentbehrlichen Begleitern auf Schritt und Tritt — den Regenschirmen, die in der Nähe unter Hut und Ueberzieher des Gatten aufgestellt, „in einer so großen

Stadt" leicht den Blick eines Gauners auf sich ziehen könnten.

Die gute Frau aber ist nach den vielen Geschichten, die sie schon gelesen hat, in der schlimmen Lage, jeden harmlosen Gast, der ihre Regenschirme nur streift, der sich nur in die Nähe derselben setzt für einen Zuchthaus-candidaten zu halten. Wo der Bauer noch naiv staunt und gafft, hat hier schon die Bildung aus dem Lokal-berichte der Neuesten Nachrichten ihre ersten Keime ge-trieben und sieht in jedem Städter einen — Spitzbuben, wofür die überall bemerkbaren Plakate „Vor Taschen-dieben wird gewarnt" ein Weiteres zu beweisen scheinen.

Ganz anders der „Gutsbesitzer". Er kömmt meist allein hierher und genießt, unbeaufsichtigt von der wach-samen Ehehälfte, was die Residenz um Geld und gute Worte an Genüssen bietet.

Bei Eckl, bei Schleich, überall, wo es gut und theuer ist, trifft man solche Gruppen der letzteren Gat-tung. Hier wird von der Nichtsnutzigkeit der Dienst-boten, dort von der Schafwolle, hier von Pferden, dort von Birnen gesprochen. Dem Weine wird fleißig zuge-sprochen, die Speisekarte wählerisch geprüft, und bedie-nende Mädchen mit Blicken betrachtet, mit Fragen er-forscht, von welchen die Gattin daheim nichts erfahren dürfte. Die Physiognomien dieser Leute sind nicht weni-ger intelligent als die der alltäglichen Münchner, ihr Anzug so gut wie der unsere, ihr Benehmen so gebildet,

wie unseres, doch kennt man auf der Straße wie in den Lokalen sofort die Oktobergäste heraus. Eine kleine Dialektfärbung., eine Unbedeutendheit im Anzuge, etwas kaum Merkliches in der Pflege des Bartes, ganz abgesehen von der Art der Conversation kennzeichnet den Fremden aus der Provinz. Dieselbe Wahrnehmung macht man zu anderer Zeit, wo man auf hundert Schritte den Volksvertreter aus dem Straßenpublikum herausfindet.

Wer ist der Herr dort mit den grauen Cotellets im weingerötheten Antlitze, der am meisten, schnellsten und lautesten spricht, der jeden Satz mit „bei uns" anfängt, den Wein so vorsichtig auf die Zunge legt und die dickste Uhrkette von allen Anwesenden trägt? Wer kennt sie nicht, diese singende Sprache, diese sprudelnde Geschäftigkeit, diese Weisheit auf allen Tischen, diese überlegene Intelligenz, dieses erhabene Bewußtsein, um Kopfeslänge Bayern, Schwaben, Franken zu überragen? Es ist der bayrische Berliner im geselligen, der bayrische Yankee im geschäftlichen Verkehre, der uns Südbayern so unaussprechlich widerliche — Rheinpfälzer.

Der festliche Sonntag ist gekommen. Frühmorgens wogt durch alle Straßen unsere gewohnte Behaglichkeit störend, die ungelenke Masse der Provinzler. Mittags wird es leer und leerer in all' den Straßen, die nicht gegen die Theresienwiese führen. In der Kaufinger- und Neuhausergasse, Karlsplatz, Bayer-, Schiller-,

Schwanthalerstraße aber fahren Schritt für Schritt die endlosen Reihen von Equipagen, Droschken, Fiakern und ländlichen Einspännerln. Zu beiden Seiten aber drängt die Masse des nicht wagenfähigen Volkes ameisenartig hinaus.

Die Riesin Bavaria schwingt ihren Eichenkranz über dem Gewimmel des berühmtesten Bauernmarktes. Nicht dorthin, wo auf den Tribünen sich die Honoratioren und die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins versammeln, sondern oben hinauf, auf die längs der Höhe sich ziehende Straße begeben wir uns, wo zwar von der Vorführung des Viehes nichts zu sehen ist, dafür aber um so mehr lustiger Scenen aus dem Leben des Menschen. Eng geht es freilich zu, denn hinter mir steht ein echter Münchener Sonntagsbengel, der mich so nach vorwärts drückt, daß ich ganz ohne Absicht mit der vor mir stehenden Tochter der Provinz in eine Berührung komme, welche mir allen Respekt vor — ich weiß nicht, den Reichthum an Unterröcken oder der guten — heimathlichen Nahrung derselben einflößt. Hier und da geräth der ganze Haufe in eine für Hühneraugenbesitzer ganz gefährliche Schwankung. Eine dicke Donna, muthmaßlich aus dem wohlgenährten Stande der Metzger oder Bierwirthe, drängt mit allzu großer Energie in die geschlossene Phalanx und wird dafür mit einer exquisiten Sammlung der beliebtesten Münchener Höflichkeitsphrasen begrüßt, wogegen ein hübsches Dienstmädchen sofort

Platz zwischen einem Kuirassier und einem Civilisten erhält und als Entgelt nur einige saftige Scherzworte über sich ergehen lassen muß. Alles ist in der heitersten Stimmung, das Geringste bietet Anlaß zu Gelächter und immer findet sich ein Spaßmacher, der mit seinen Einfällen die Nächststehenden unterhält. Vom Bavariakeller haben einige sich mit Bier verproviantirt und mein Nachbar, mit dem ich lebhaft über die jetzige „Modi der Weibsbilder“ unterhalten habe, bietet mir freundlich einen Labetrunk an. Im selben Momente jedoch, da ich den Krug an meine Lippen setze, kriecht so ein verdammter Junge an meinen Beinen vorbei und ich schütte die Hälfte des Inhaltes auf die stattliche Umgebung der Taille meiner oben erwähnten Vormännin, die sanftmüthig „Macht nix!“ entgegnet, was sie gewiß nicht gethan hätte, wenn sie eine um zwanzig Lenze ältere Münchnerin gewesen wäre.

Jetzt hört man verworrene Rufe. In der Masse der Tausende entsteht eine lebhafte Bewegung. Der Boden dröhnt. Zurufe erschallen. Die Rennbuben nahen auf den unglückseligen Mähren die Theresienwiese durchjagend wie die Sioux-Indianer die Prärie, nur daß Letztere bessere Pferde haben dürften. Gleich einem Triumphator umjauchzt, kehrt der Erste an die Tribüne zurück. Schallendes Gelächter tönt grausam dem Unglücklichen entgegen, der als der Letzte der Horde nach-

hinkt, im Herzen bereits die Qualen der Prügel erwägend, die von dem wenig erfreuten Herrn in Aussicht stehen.

Böse Zungen blasirter Leute haben das Oktoberfest als ein Münchens, der Großstadt, unwürdiges Bauernfest mit kleinstädtischen Jahrmarktswitzen erklärt. Ich muß dagegen feierlichst protestiren! Die urwüchsige Naivetät dieses Festes entspricht ganz dem antiken Geiste Isar-Athens. Das alte Athen war auch naiv, wie die Herren Philologen sagen, und die müssen doch verstehen, was naiv ist!

Vierter Bilderbogen.

Thaliens Tempel, Priester und Gläubige in Isar-Athen.

Zunächst und hauptsächlich gilt unsere Aufmerksamkeit dem Hoftheater und dem damit verbundenen kleinen Residenztheater. Es gibt hier zwei Momente von zweierlei Färbung, die wir, soll unser Bild vollständig sein, verbinden müssen.

Zunächst das Publikum und sein Verhältniß zur Hofbühne. Die Beziehungen des gebildeten Münchens zu seinem Hoftheater sind sehr verschiedenartige. Man hat drei Classen zu unterscheiden: den Abonnenten, den Dilettanten und den Kenner. Diese drei Classen haben ihre bestimmte locale Vertheilung im Hause, so daß je nach der Besetzung der einzelnen Plätze sich schon vor Aufgang des Vorhanges Studien über die ästhetische Bildung der modernen Gesellschaft anstellen lassen. Man könnte ein ganzes System mit seinen Unterschieden und

Uebergängen entwerfen, ein des gelehrtesten Paragraphomanen würdiges Netz von Unterabtheilungen und Nebenzweigen ausklügeln, wenn nicht schon bei flüchtiger Gruppirung des Publikums das Resultat genugsam erhellte, daß die Urtheilslosigkeit in Verbindung mit oberflächlicher Schaulust die überlegene Majorität bildet.

Der Isar-Athener ist und war nie Das, was kunstsinnig in einem feineren Grade genannt werden konnte. Er hat nur großen Drang, sich zu unterhalten, der durch die im süddeutschen Charakter gegebene Neigung zur Musik einen schwachen Anstrich von Kunstsinn beкömmt. Bei ihm ist daher auch der Besuch des Theaters nur auf dem Motive der Unterhaltungssucht begründet. Wird er unterhalten, dann verbietet ihm die natürliche Gutmüthigkeit jede Kritik, und, was ihn ein paar Stunden amusirt hat, dafür ist er dankbar, und er bekommt auch nach vergangenem Genusse nie wie der Nordländer das Bedürfniß, jetzt kaltblütigkritisch zu untersuchen, was dieser Genuß für eine Werthstellung zu beanspruchen habe.

Diese Eigenschaft macht dem Künstler nach einer Richtung seine Aufgabe leicht, nach anderer Seite wird sie ihm unendlich erschwert. Einmal gelingt es ihm ohne große Mühe, den Dank des Publikums zu erwerben, wenn er in einer ganz leichten Aufgabe dessen Unterhaltungsbedürfniß in hohem Grade reizt; ein anderes Mal, wo der feine Kunstkenner die Bedeutung einer

schwierigen Leistung anerkennt, stößt er hier auf befremdende Kälte, sobald der gebotene Kunstreiz nur für den künstlerischen Verstand, nicht für eine Wirkung auf Gemüth und Nerven berechnet ist. Der Münchener raisonnirt und kritisirt zwar auch und gibt sich in Kunstsachen einen Schein von anspruchsvollem Verständniß. Drückt ihm der Kenner den Daumen aufs Auge, dann gibt er nach und es zeigt sich, daß er das nur für bon ton gehalten hat, ohne einen rechten Grund zu haben. Er schämt sich seiner natürlichen Gutmüthigkeit. Nie aber wird der Münchener dahin kommen, was ihm mißfällt, das Mißlungene mit der kalten Lauge des Hohnes zu zersetzen, mit den giftigen Pfeilen des Spottes zu Tode zu martern, oder ein Theater zur Stätte eines Skandals zu machen. Er meidet, was ihm mißfällt, aber ihm bleibt die üble Folge eines rein verstandesmäßigen Urtheils fern, die gewohnheitsmäßige Tadelsucht und die damit verknüpfte Arroganz des Auftretens, die sich ein Privilegium, Alles zu kritisiren, herausnimmt.

Betrachten wir zunächst den Abonnenten. Er gehört ausschließlich zur gebildeten Classe der Wohlhabenden und Reichen, und Jener, welche es scheinen wollen. Diese Classe hat in ihrer nur durch wenige Ausnahmen geminderten Majorität den interessanten Grundzug einer außerordentlichen Sparsamkeit mit dem kostbaren Gute der Zeit. Weder den männlichen noch den weiblichen Gliedern bleibt ein freies Stündchen, das dem

Luxus einer ästhetischen Geistespflege gewidmet werden könnte. Eine solche Verschwendung ist vollkommen undenkbar, denn die kurze Spanne Zeit, die der Mann in den Berufsgeschäften als Beamter, Kaufmann u. dgl. erspart, reicht mit genauer Noth zu einem Nachmittagsspielchen im Kaffeehause, zum Kannegießern in der Abendkneipe hin. Man darf seinem Gott danken, wenn des Vormittags ein Stündchen oder zwei für das Bockfrühstück möglich zu machen ist. Die in München und unter den Theater-Abonnenten zahlreich vertretene Gruppe der Rentiers und höheren Pensionisten kann noch weniger als der mit einem Berufe seine Zeit vergeudende Mensch zur Uebung einer feineren Geistespflege kommen, denn erst beschäftigt sie der anstrengende Gedanke, wann es endlich Zeit zum Frühschoppen wird, dann nach dem Mittagsmahle, im Kaffeehause, nimmt die ernste Sorge alle Zeit weg, ob bis zum Beginn des Theaters oder, wenn das Abonnement an dem Tag nicht trifft, bis zum Abendtische noch eine Tarokpartie aufzutreiben ist. Und erst die Damen! Küche und Haus, das wäre noch das Wenigste! Aber die Besuche, die Promenaden, die Kaffeekränzchen! Lächerlich! Wo soll man die Zeit hernehmen, Schiller, Goethe oder Lessing zu lesen oder in einer Literaturgeschichte zu blättern? Das ist für Leute, die nichts zu thun haben. Diese vielbeschäftigten Herren kommen nur zur Zeitung, ihre nicht minder ge-

plagten Gattinen und Töchter höchstens zu einem verwitterten Roman der Leihbibliothek.

Es ist unter diesen aus dem rastlosen Schaffenstrieb der Gegenwart entspringenden Verhältnissen ganz natürlich, daß der Abonnent über Bühnendichtung und Darstellung nicht das geringste kritische Urtheil hat. Man abonnirt ja auch nicht aus ästhetischem Interesse, sondern weil es zum guten Ton gehört, weil es den Credit der heirathsfähigen Tochter hebt, und zuweilen auch, weil es eine gute Gelegenheit ist, zu zeigen: „meine Mittel erlauben mir Das!"

Allein von einem gebildeten Menschen verlangt man heutigen Tages, daß er über Alles reden kann, besonders über Theater. Der Abonnent läßt sich bei Gesprächen über letzteren Gegenstand gern finden. Zu eingehender, scharfer Beurtheilung nach dem Gesagten nicht in der Lage, ersetzt er diesen ihm nicht fühlbaren Mangel dadurch, daß er über Alles, was ihm nicht mundgerecht, weidlich loszieht. Naive Gemüther gewinnen dadurch die Meinung, vor einem schwer zu befriedigenden Kritiker zu stehen. Mitunter aber wird er auch bis zur Ekstase enthusiastisch und hat unter den darstellenden Künstlern Lieblinge, bei welchen eben so schwer zn errathen ist, warum sie zu dieser Ehre kommen, wie bei andern, warum sie in Acht und Aberacht erklärt werden. Er arbeitet eben mit dem Faktor des dunklen Instinktes, der zwischen Lieb' und Haß hin und herschwankend, in

der Dunkelheit zuweilen das Phänomenale leistet. Dieser dunkle Instinkt gewinnt nur in einem Punkte eine nicht zu unterschätzende Helle der Selbsterkenntniß, wenn der Abonnent seine Vorliebe für die Oper an den Tag legt. Es geschieht dies nicht aus besonderem musikalischen Sinne, sondern aus dem naheliegenden Grunde, daß die Oper einen leichter verständlichen sinnlichen Reiz gewährt, während das Drama durch seine Ansprüche an das künstlerische Verständniß zuweilen langweilig wird. Wagner-Opern liebt der Abonnent bis zur Indigestion. Außerdem gehört zu seinen besonderen Kennzeichen noch die Ansicht, daß er die von dem eine Reihe von Sünden auf sich häufenden Intendanten unterschätzte und vernachlässigte Stütze des Kunst-Institutes ist.

Eine besondere Spielart, des Abonnenten ist der Abonnent des Hofranges. Er zeichnet sich vornehmlich durch consequente Abwesenheit im klassischen Drama aus, während er in der Oper seine Anwesenheit durch unverwüstliche Beweglichkeit seiner Sprachwerkzeuge kundgibt, und der plebejischen Majorität des Publikums durch möglichste Theilnahmlosigkeit an der Handlung und den erdenklichsten Lärm seine bevorzugte Stellung glaubhaft machen zu können meint. Klatschen ist mauvais genre und verdirbt die Handschuhe. Die Herren pflegen dies nur im Café chantant zu thun.

Jene zweite Gruppe der Theaterbesucher, die ich als Dilettanten bezeichne, sind Leute, welche gelegentlich sich

das Vergnügen eines Theaterabendes erlauben und dabei in der Wahl der zu besuchenden Vorstellungen vom Standpunkte des Amusements ausgehen. Den Mangel an Kunstverständniß und die Vorliebe für die Oper theilen sie mit dem Abonnenten. Selten betreten sie daher das Residenztheater, wo nur Schau- und Lustspiel cultivirt wird, höchstens bei Moser'schen und Benedix'schen Stücken und bei Wiederholung viel besprochener Novitäten. „Wenn man einmal so viel Geld ausgibt, will man nicht bloß so ein Salonlustspiel sehen. Eine Oper ist doch das Geld werth!" ist das dem Kunstkenner schwerverständliche Raisonnement des Dilettanten. Allein trotzdem ist er dem Abonnenten vorzuziehen, weil er, wenn er sich einmal zum Theaterbesuch entschlossen hat, ein dankbarer Zuschauer ist und gerne zugesteht, wie er sich amüsirt hat, während der Abonnent von Dramaturgie wie ein Barbier von der Heilkunde zu sprechen sich berufen glaubt, Gewohnheit des Sehens mit Uebung des Urtheils verwechselnd.

Nach ihrem lokalen Standorte betrachtet, verschmelzen sich die Dilettanten mit der dritten Classe, den Kennern. Beide Gruppen füllen Sperrsitz, Stehparket, Nobelgalerie und Parterre. Die Kenner sind jedoch dem aufmerksamen Beobachter leicht unterscheidbar durch ihre Mienen nicht nur, sondern auch durch die Art des Beifalles. Während sonst einmaliger Hervorruf am Actschlusse die gewöhnliche Beifallsäußerung ist, geben die

Kenner ihre Anwesenheit kund durch Applaus bei offener Scene, durch öftere Hervorrufe und sogar durch das lärmende: „Bravo!"

Die Bedeutung des Stehparkets ist nicht zu unterschätzen. Hier ist die Versammlung der gebildeten männlichen Jugend, bei welcher neben dem Verständniß noch der Enthusiasmus persönlicher Huldigungen das Seinige thut, um diesen Platz zu einem wichtigen Punkte des Hauses für die agirenden Künstler zu gestalten, welche sich daher auch lebhaft für die größere oder geringere Besetzung des Stehparkets interessiren. Daß von einer Claque hier nicht die Rede sein kann, geht, abgesehen von dem fast gänzlichen Fehlen dieses Mißbrauchs in München, aus der socialen Stellung der im Stehparket befindlichen Personen hervor. Im classischen Drama ist auch das Parterre, sonst nur der Aufenthaltsort des naivsten Dilettantismus, der Hofbediensteten und der Stubenmädchen der Primadonnen, ein Quartier der Kenner. Der Student wird hier zu ermäßigten Preisen zwischen Vorreiterschätzchen und Lakai-Gemahlinnen eingepfercht, um im Schweiße seines Angesichts unverdrossen den Darstellern der classischen Gestalten zuzujubeln. Es steckt ein Stück idealen Humors in diesem Parterre!

Anders gestaltet sich das Verhältniß in dem zierlichen Rococosaalbau des Residenztheaters. Der Abonnent des Hoftheaters verirrt sich in diese Räume nie, denn er

zahlt schon „drüben im großen Hause“ und sein Zweck ist, wie schon erwähnt, dort erfüllt. Der Dilettant kommt nicht gerne in das Haus, wo er nie eine Oper sieht. Zudem sind hier durch die baulichen Verhältnisse plutokratische Momente gegeben. Das Parterre nämlich ist eine kleine Pferche, mehr pour terreur als parterre, den übrigen Raum füllen die Sperrsitze und Logen, ein Stehparket fehlt gänzlich, So kommt es, daß die Vorstellungen des Residenztheaters im Allgemeinen nur sehr mittelmäßig, von vermögenden Kennern und einer kleinen Zahl Dilettanten besucht sind, obwohl dieses Theater die Musterleistungen unserer Bühnenkünstler als Specialität hat. Ehe ich aber hiervon ausführlicher spreche, muß meinen Bilderbogen noch eine groteske Vignette aus dem Publikum, die Silhouette des Theaterkritikers, schmücken.

Wenn ich hier vom „Theaterkritiker“ spreche, so meine ich nur den Münchener Lokalreferenten, nicht die Correspondenten außerbayerischer Journale, die zuweilen über unsere Hofbühne berichten und mehr oder minder wirkliche Sachkenner sind.

Der ständige Referent des Münchener Lokalblattes ist eine tragi-komische Figur, welche immer Bedauern bei gutmüthigen Seelen, Lachen bei Spottvögeln, Entrüstung bei idealen Heißspornen erregt. Ich amusire mich immer köstlich über diese Prachtkerle der hiesigen Journalistik und über den Mangel an den einfachsten

Kenntnissen, den diese sehr rührigen und lauten Herrchen unter angelernten Phrasen des Recensentenstyles verbergen. Eine beneidenswerthe Virtuosität aber besitzen diese Jules Janin's der bayerischen Residenz. Sie verstehen mit dem Talente eines Jongleurs sich um die Schwierigkeit herumzuwinden, eine eingehende Kritik von Act zu Act und von jedem Charakter geben zu müssen. Dank dir, deutsche Sprache, daß du so einfache Worte hast, die uns ersparen, Etwas sagen zu müssen und uns doch vom Vorwurfe befreien, Nichts gesagt zu haben! Es läßt sich aus diesen „Kritiken" ein blüthenreicher Kranz von kostbaren Redensarten und Satzbildungen zusammenpflücken. —

So wenig die Presse im Allgemeinen mit Thalien's Tempeln zu thun hat, muß ich doch hier Einiges über die Münchener Preßzustände bemerken und zwar aus zwei Gründen. Erstens, weil ich obiges scharfes, aber leider nur zu wahres Diktum, nicht mißverstanden sehen möchte, zweitens, weil ich doch einmal von der Münchener Presse reden muß und dieß sonst nur in meinem letzten Bilderbogen, der „Münchener Mysterien" heißen wird, thun könnte.

Außer der vortrefflich redigirten, „Süddeutschen Presse" gibt es in München kein Stückchen Papier, das auf diesen Namen gerechten Anspruch machen könnte.

Die Süddeutsche Presse hat sich aus schwachen Anfängen zu einem der bayerischen Hauptstadt würdigen Blatte emporgeschwungen und, wenn auch hier und da Schärfen in der Beurtheilung von Personen und Thatsachen dem Geschmacke Einzelner zuwider laufen mögen, durch seine glänzenden Leitartikel, durch den dem politischen Bedürfnisse vollständig genügenden Vorrath von Correspondenzen sich einen wohlverdienten Ruf erworben. In neuester Zeit ist auch das Feuilleton dem ganzen Bilde einer großen Zeitung entsprechend gestaltet worden.

Seltsam für das Münchner Publikum sprechend ist aber die Süddeutsche Presse keineswegs das herrschende Blatt. Als ein solches können nur die „Neuesten Nachrichten" betrachtet werden, ein Inseratenblatt mit einer kleinen politischen Schürze, nicht groß genug, um jene Inserate zu verstecken, welche gleich dem Beiblatte des Kladderadatsch dem Herrn Reichskanzler ein drastisches Sittengemälde vorführen könnten. Was das politische Schürzchen oder Umhängsel anlangt, so watet zwar der Redacteur desselben nicht mehr wie anno 48 bis an den Knöchel im Tyrannenblut, sondern ist, wie es praktischen Leuten geziemt, hübsch nationalliberal geworden, aber sein Styl ist immer noch derselbe geblieben und ob er gegen Ultramontanismus oder Socialismus, für die Unfehlbarkeit eines hochlöblichen Magistrates, oder für etwas Anderes kämpft, er watet noch immer bis über dem Halse im tollsten Phrasenoceane. Am Spaß-

haftesten aber ist er, wenn er die Miene der Wissenschaftlichkeit annimmt, dann leistet er mitunter das Unglaublichste an Naivetät und macht ganz den für einen Gebildeten so lächerbaren Eindruck eines krähwinkler Handschuhmachers, dessen Frau einmal bei einem Gelehrten im Dienste war und der nun auf der Bierbank den gläubigen Zuhörern seine wissenschaftlichen Resultate zum Besten gibt.

Der meiste Theil der zahlreichen Abonnenten liest daher das Blatt von hinten.

Der „Bayerische Landbote“ ist ein kleines liberales Hetzblättchen, wie der „Volksfreund“ auf der ultramontanen Seite. Der ultramontane „Bayerische Kurier“ ist ebenso unbedeutend als langweilig, die demokratische „Süddeutsche Post“ führt ein bescheidenes Veilchendasein, von dem man höchst selten etwas merkt, der „Freie Landesbote“ hat die Liebe der Bierphilister, Droschkenkutscher und Köchinnen durch die Ausführlichkeit der Gerichtsverhandlungen, die beiden „Volkszeitungen“ sind Revolverblätter der gefährlichsten Sorte. Außer der Süddeutschen Presse — die Zusammenstellung klingt sonderbar genug — sind es nur das „Vaterland“ und der socialdemokratische „Zeitgeist“, die, so sehr man ihren Standpunkt verurtheilen muß, erkennen lassen, daß ihre Redacteure Witz und Verstand zu vergeben haben.

Nach diesem Excurse, der in sich die Unmöglichkeit einer würdigen Theaterkritik zeigt, kehren wir in die appetitlichere Region der Kunst zurück.

Die seit nunmehr acht Jahren unter dem gewichtigen Beistande tüchtiger Regisseure von Freiherrn von Perfall geführte Leitung des Hoftheaters und des damit zusammenhängenden Residenztheaters ist von dem sichtlichen Bestreben geleitet, bei billiger Rücksicht auf die administrativen Verhältnisse die Würde einer unabhängigen Kunstanstalt zu wahren. Dieses Bestreben gewinnt sogar den Charakter einer literarischen Tendenz. Doch wird die Gefahr, eine Experimentir-Anstalt für Literarhistoriker zu machen, vermieden und die Berechtigung des leichteren modernen Bühnengenres in einer hervorragenden Weise anerkannt. Die Conversationsstücke im Residenztheater werden mit einer Eleganz der Regie, einer Kunstvollendung der Einzelleistungen und einer Harmonie des Ensembles gegeben, welche ihres Gleichen auf den Bühnen des deutschen Reiches nicht findet; nur das Wiener Burgtheater kann auf diesem Gebiete als Rivale betrachtet werden.

Die Münchener Hofbühne entfaltet in der Aufführung von Novitäten nicht jene lebhafte Thätigkeit, wie das Burg- und Stadttheater in Wien. Gleichwohl ist von einer Stagnation nicht die Rede.

Was nun zwar die Novitäten anlangt, so hatte die Münchener Bühne in der Saison 76/77 wenig Glück,

mit Ausnahme von Ibsen's „Nordische Heerfahrt", Wartenegg's Rosamunde, vortrefflichen, echt dichterischen Werken, die entschiedenen Erfolg hatten und auf dem Gebiete der Oper in Brüll's „das goldene Kreuz" und Verdi's Aïda.

Dafür waren die Schilleraufführungen ein lebendiger Beweis der Leistungsfähigkeit unseres Schauspieles und zeugen namentlich von der bedeutenden Kraft, die in Possart als Oberregisseur gewonnen wurde.

Ein anerkennenswerther Gedanke ist die alljährlich sich wiederholende Aufführung gewisser, hier besonders trefflich oder eigenartig in Scene gehender Stücke zur Zeit der Fremdensaison. Diese Art von Mustervorstellungen gibt ein gedrängtes Bild der hiesigen Bühnenrichtung, ohne daß dabei reklamesüchtige Beschönigung bemerkbar wäre. Unter dem Jahre leidet das Repertoir unserer Hofbühne zwar, wie auch anderswo der Fall, an all' den Uebeln und Uebelchen, von deren Gründen das große Publikum meist keine Ahnung hat, ein Vergleich mit Dresden oder Berlin aber zeigt in München immer noch bessere Verhältnisse. In der Oper herrscht, wie unter den jetzigen Kunstverhältnissen erklärlich, Wagner, doch nicht allzu ausschließlich, so daß wenigstens von einer einseitigen Wagnerei nicht die Rede sein kann. Im Schau- und Lustspiel wechselt Klassicität mit dem

modernen leichteren Genre in der richtigen Weise, wenn gleich Manches, wie Laubes Essex, Geibels Sophonisbe, Antigone, Grillparzers Sappho u. A. öfter an's Lampenlicht treten könnte. Gerüchtweise verlautete einmal, man wolle den Versuch machen, dem modernen französischen Drama mit sorgfältiger Auswahl die Hofbühne zu öffnen. Meiner Ansicht nach wäre dieser Gedanke nur zu loben, denn Dichter und Schauspieler, wie Publikum, können von den Franzosen lernen, deren neueste Literatur noch Anderes als Kameliendamen auf die Bühne gefördert hat.

Was wäre mein Bilderbogen, würde ich nicht noch die Porträte eben Jener hineinzeichnen, denen das Verdienst zukömmt, als echte Priester und Priesterinnen Thaliens die Münchener Hofbühne auf dem hohen Standpunkte zu erhalten, den sie einnimmt.

Eine stattliche Reihe von Herren und Damen tritt uns als erwähnenswerth entgegen, und neben ihnen wirken mit bescheidener Kraft Manche noch, die in ihrem Schaffenskreise mit rüstigem Eifer ihr Bestes geben und an die größeren Collegen sich anschließend, das Ganze zu ersprießlichem Gedeihen fördern.

Da ist der alte Liebling der Münchener, Kindermann, der unerreichbare Lortzing-Interpret, der aber ebenso entzückend einen Wolfram und Hans Sachs darstellt, die Säule der Münchener Oper, neben welcher

Reichmann zukunftverheißend sich die Gunst des Publikums gewinnt.

Das berühmte Ehepaar Vogl, die Stützen unserer Wagneroper, brauche ich wohl nur zu nennen, ebenso Nachbaur, den entzückenden Masaniello, Manrico, Postillon, George Brown.

In Fräulein Weckerlin wurde für die geschiedene Radecke ein glänzender Ersatz gefunden, während Cornelia Meysenheym mit der wunderbarsten Stimme und der koketten Grazie ihres Spieles längst ein Schooßkind der Opernfreunde geworden ist.

So viel von der Oper.

Im Schauspiele vermag zwar Fräulein Bland durch ein anmuthiges Aeußere die hohen künstlerischen Eigenschaften ihrer verstorbenen Vorgängerin Johanna Meyer als tragische Liebhaberin nicht annähernd zu ersetzen, für diesen wunden Fleck aber — und absolut schlecht kann auch Fräulein Bland nicht genannt werden — entschädigt reichlich das übrige glänzende Ensemble, Marie Meyer, die Meisterin des Conversationsstückes, Häusser, der geistreiche Episodenspieler, Herz, der feine Charakterdarsteller und Schreiner, der treffliche Liebhaber, auch Knorr macht, wenn auch noch Manches fehlt, tüchtige Fortschritte als Heldenspieler; endlich die Mütter Weiß und Dahn-Hausmann, erstere eine ausgezeichnete Heldenmutter, letztere zumal im komischen Fache meisterhaft, und die allerliebste naive

Frau Ramlo. Dieses bewährte Ensemble umgibt als Blüthenkranz die drei Sterne des Schauspieles, Ernst Possart, Bernhard Rüthling und Magda Irschick.

Ernst Possart hat sich weit über seinen engeren Wirkungskreis hinaus einen wohlverdienten Ruf als Charakterdarsteller erworben. Man kann allerdings an vielen seiner Gestaltungen tadeln, daß er mit allzu kritisch zersetzendem Geiste vorgehe und dadurch einerseits an Gefühlswärme es fehlen lasse, andererseits allzu leicht in eine manierirende Originalitätssucht verfalle. Kurz könnte man diese Seite seiner künstlerischen Thätigkeit damit bezeichnen: „Er arbeitet zu viel!" Was er schafft geht weniger aus dem eigenthümlichen Komödianteninstinkte hervor, durch welchen die alten, meist herzlich mangelhaft mit wissenschaftlichen Kenntnissen versehenen Schauspieler wunderbar ergreifende Gestalten schufen, Possarts Kunst ist mit einem bedeutenden Kapitale gelehrter Studien, philosophischen und literarisch-kritischen Grübelns verbunden, das an sich hochschätzbar, leicht zu doktrinären Ausschreitungen verführt. Nach anderer Richtung ist es aber gerade die hohe Geistesbildung, der streng geschulte Gedanke, die seinen Kunstgebilden eine von der gewöhnlichen Routine vortheilhaft abstechende Schärfe und plastische Kraft verleihen, die ihn befähigen, die ganze Gedankenwelt eines Dichters zum klaren Ausdrucke zu bringen und kein Wort, in welches ein tieferer

Sinn vom Autor gelegt zu sein scheint, fallen zu lassen. Er folgt dem Dichter in ein ganzes Labyrinth von Ideen und sucht in den geheimsten Schlupfwinkeln die Steinchen zusammen zum logischen Gefüge des Ganzen, wo andere Charakterdarsteller sich mit „Druckern", origineller Beleuchtung einzelner Momente begnügen, während daneben die kostbarsten Gedankenperlen in den Sand fallen.

Dieses tiefe Eindringen in ein Dichterwerk, dieses „Erforschen" der Dichterseele ist es, was mit ihm wenige Künstler gemein haben, wodurch er so Ueberraschendes liefert, der Kritik oft förmlich neue Probleme für die Interpretation einer dramatischen Gestalt zu lösen gibt, wodurch er vor Allem Virtuosen wie Rossi weit überlegen ist. Unter seine besten Schöpfungen zählen Manfred, Hamlet, Schylok, Nathan u. A., während ich mit seinem Mephisto weniger einverstanden bin. Im modernen Genre leistet er ebenso Köstliches, wie denn auch sein Advokat Berendt im Björnson's-Fallissement berühmt geworden ist. Ich erinnere an seinen Friedrich in des Königs Befehl, seinen Schmak in den Journalisten u. A.

Bernhard Rüthling, der beliebte Heldenspieler unserer Hofbühne, zeichnet sich besonders in hochpathetischen und heroisch leidenschaftlichen Partieen durch Feuer und edle maßvolle Darstellung aus. Imposante Erscheinung und prachtvolles Organ stehen ihm,

wie Wenigen zu Gebote. Egmont, Tell, Dunois, Karl Moor, Essex sind Partieen, in welchen er seine große heroische Kraft und vor Allem auch die gewinnende Vornehmheit seines Spieles glänzend entfaltet, Als Orest in Goethes Iphigenie zeigt er seine Meisterschaft in einer kaum vollkommener denkbaren Weise. Auch im modernen Conversationsstück ist er eine der bedeutendsten Stützen des Ensembles. Hier liegen ihm Charakter von nonchalant gutmüthigen Lebemännern, auch von komisch-gefärbten Liebhabern besser als die des Salondandy's à la Sonnenthal.

Magda Irschick ist eine Tragödin ersten Ranges, wie sie wenige Bühnen besitzen dürften. Ich räume ihr unbedingt den Vorrang vor Ulrich und Wahlmann ein. Wolter habe ich nicht gesehen. Mag sie aber auch, wie mir gesagt wurde, nicht die überraschende Originalität der Auffassung, wie diese besitzen, sie zeigt sich durchweg als eine denkende und, was z. B. Ziegler vollständig fehlt, als tiefempfindende Künstlerin. Ihre Erscheinung und ihr Organ sind nicht von der nur zu häufig störenden Abnormität einer Ziegler, wohl aber imposant genug, um die Rollen ihres Faches auch physisch zur würdigen Geltung zu bringen. In einer einzigen Rolle erzielt Ziegler in Folge ihrer Erscheinung größere Wirkungen, als Medea. In allen andern Partieen dieses Faches schafft Irschick weit edlere, feiner empfundner und künstlerisch keuscher gedachte Gestalten. Ueberall

zeigt sie eine vornehme Auffassung ihrer Aufgaben, die lieber auf einen momentanen Effekt verzichtet, wenn dadurch die edlere Wirkung eines gedankenvollen, im Detail interessanten, im Ganzen harmonischen Darstellung erzielt wird, welche den Eindruck geistiger Kraft statt bloßen äußerlichen Glanzes physischer Kraft macht.

Ihre „Iphigenia" kann als mustergültige betrachtet werden, als Elisabeth in „Essex", Brunhild, Gräfin Anna in „Maske für Maske", Pompadour in „Narciß" Orsina und Lady Milford, namentlich aber als Isabella in Schillers „Braut von Messina" sind ihre Leistungen hochbedeutend. Ihre Darstellung der „Jungfrau von Orleans" ist um der eigenthümlichen Auffassung willen interessanter als diese Rolle sonst zu sein pflegt.

Damit wäre das Bild des Haupttempels der Thalia, wie ich glaube, dem Leser in hinreichend deutlichen Strichen gezeichnet. Wir fügen noch unter dieses Bild eine kleine Skizze des Nebentempels, des k. Theaters am Gärtnerplatze. Dieses dem niederen Lustspiele, dem volksthümlichen Rührstücke, der Posse und Operette gewidmete Haus hat als Gros des Publikums jene von mir immer mit herzlichem Behagen beobachtete Menschenklasse des kleinen Mittelstandes, der nach des Tages Mühe und Sorge eben so herzlich lachen kann, wie an ernsten Geschicken aus seiner Sphäre gerührten Antheil nehmen. Wenn ich da draußen am Gärtnerplatz bin und höre die Leute so schallend lachen, daß ich Thränen

in ihren Augen glänzen sehe, oder ich bemerke in Brachvogels „Trödler“, in Anzengrubers „Meineidbauer“ den Ernst, die stille Rührung der wackeren Frauen und Mädchen, dann nehme ich diesen Menschen ihre naive Anschauung von Bühne und Dramen nicht in Uebel, ich möchte Jedem von ihnen herzlich die Hand schütteln,

Was die Darsteller anlangt, so ist zwar Das, was man gutes Ensemble nennt, nicht zu finden, aber wohl einzelne brave Kräfte, wie Skitt, Reicher, Frau Hartl-Mitius, Frl. Schönchen.

Der alte Komiker Lang, einst, als Raymund und Nestroy noch im Hoftheater blühten, der vergötterte Liebling der vorigen Generation, hat jetzt da draußen sich die Stätte gerichtet, wo er, einer der Letzten jener alten Wiener Humoristenschule, als greiser Meister zwerchfellerschütternder Komik den Jungen zeigt, was die Alten vermochten, jene echten alten Comödianten, die den Namen Virtuose noch nicht kannten. Neben ihm wirkt, vom Publikum gern gesehen, der jugendliche Komiker Hofpauer in anderer Art aber mit Glück und Geschick.

Außerdem ist noch das Thaliatheater zu erwähnen, dessen im Winter nicht eben behaglicher Holzbau zwar nicht ohne Unbequemlichkeit Ausstattungsstücke und leichtgeschürzte Offenbachiaden in ganz anerkennenswerther Weise vorführt. Namentlich ist dasselbe im Besitze sehr tüchtiger komischer Kräfte. Das zahlreiche,

meist hübsche weibliche Personal lockt die Lebemänner Israels und auch die christlichen Söhne des Mars, Merkurs und Apollos in die Bayerstraße hinaus, was hier wiederum zur Folge hat, daß die Tempelhüterinen der Venus sich gerne in den Logen sehen lassen. Von der Bühne und vom Zuschauerraume weht daher eine sogar dem naivsten Arkadier bemerkbare Demimondeluft, die, wie dies in München einmal gebräuchlich, zuweilen sogar einige Grade unter das „Demi" sinkt.

Das „Max-Vorstadttheater" im Elysium verschmäht die sittenverderbende Kost Offenbachs und bietet dafür das gesammte klassische Repertoir der Hofbühne nebst den rührendsten und schaurigsten Volks- und Ritterstücken, einem für dramatische Kunst ebenso empfänglichen, als in seinen künstlerischen Ansprüchen bescheidenen culinarischen, militärischen und technischen Publikum niederer Ordnung. Es ist eine der erhebendsten Merkwürdigkeiten Münchens, die kein Fremder seinem Zwerchfelle entziehen sollte, in diesem Kunsttempel Goethes Faust oder Schillers Kabale und Liebe dargestellt zu sehen. Der Leiter dieses Kunstinstitutes versteht übrigens seinen Vortheil und besitzt entschiedene Anlagen zum Gründer. So führte er heuer Deinhardsteins, „Hans Sachs" auf und machte bei dieser Gelegenheit auf dem Anschlagezettel die verehrl. Schuhmacher Münchens eigens darauf aufmerksam, welch' hohes Interesse dieses Stück für die edle Schuhmacherzunft habe, weßhalb er jedem schustermäßig aus-

sehenden Besucher eine Biographie des berühmten Zunftgenossen gratis verspreche. Ich würde der königl. Hoftheaterintendanz ein ähnliches Verfahren in Vorschlag bringen zur Popularisirung des Dramas und z. B. in dem Kaufmann von Venedig alle Wechselschuldner und Wucherjuden, in den Nathan alle Pfarrer, Pastoren, Rabbiner und vor Allem die Altkatholiken, in die Räuber die verehrlichen Bewohner des Zuchthauses, in gewisse aus Diskretion hier nicht genannte Novitäten aber verunglückte dramatische Dichter speciell einladen. Wen müßte man in das „Fallissement“ einladen?

Fünfter Bilderbogen.

Prinz Carneval in Isar-Athen.

Die Jugend von Isar-Athen ist zwar nicht so tanzlustig, wie die Wiener, darum weiß man auch hier nichts von das ganze Jahr hindurch währenden Tanzvergnügungen. Die Zeit von Dreikönig bis Aschermittwoch aber, der sog. Carneval, wird darum von Männlein und Weiblein um so eifriger ausgebeutet und, wenn Alles fehlt, trägt man lieber ein entbehrliches Stück ins Leihhaus oder gibt dem Wucherer was zu verdienen, als daß man die Zeit, in welcher die weibliche Tugend ihre Probefahrt macht, unbenutzt verstreichen ließe.

Die Physiognomie des Münchner Carnevals ist so ziemlich alljährlich dieselbe, denn der neu hinzutretende Nachwuchs folgt der alten Garde, die oft nur zu lange den bequemern Ruhestand versäumt, genau in die traditionellen Spuren.

Der Münchener Carneval ist in seinem Gesammtbilde weniger der graciöse, etwas leichtfertige, aber geistreich tolle Sohn der Königin Narrheit, als vielmehr ein dickwanstiger Fallstaff, der sich schnaufend und schwitzend durch ein kaum zu bewältigendes Gedränge arbeitet und nach mehrwöchentlicher, opfermüthiger Plage an allen Gliedern gerädert am Aschermittwoch stöhnt: „Gott sei Dank, daß es gar ist!" Die Massenhaftigkeit ist seine Signatur und ein Ballvergnügen ohne Rippenstöße und Fußtritte, ohne jene beliebte Bewegung, welche mehr einem Wälzen, als einem Tanzen ähnlich sieht, dünkt dem Münchner höchst ledern.

Eine Ausnahme davon machen die kleineren Hausbälle und Pic-Nics, die sich einer öffentlichen Beobachtung entziehen und die Feste der sogenannten ersten Gesellschaft oder haute-volé.

Man belächelt in den übrigen Kreisen spöttisch den Ausdruck „erste Gesellschaft". Mit Unrecht eigentlich, denn in Paris und London, Berlin, Dresden und Wien ist es eben die aristokratische, dem Hof und der Diplomatie zunächststehende Gesellschaftsklasse, welche in der geselligen Tournure, der Mode, dem Arrangement solcher Festlichkeiten den Ton angibt und durch ihren Glanz zur Nachahmung reizt. In München allerdings kommt der fatale Umstand in Betracht, daß es an drei Momenten zum Tonangeben fehlt, an Zahl, an Glanz und an Intelligenz. Selbst an Adel fehlt es bei näherer Be-

trachtung, denn mit Ausnahme von höchstens einem Halbdutzend glänzender Namen beruht bei einigen Wenigen das aristokratische Bewußtsein auf den galanten Memoiren der europäischen Höfe, bei den Uebrigen führt die Stammtafel nach Palästina, in eine Hofküche oder in einen Hofstall. Dieses kleine Häuflein klammert sich nun ängstlich an den Hofhalt der königlichen Prinzen und an die Salons der auswärtigeu Gesandten.

Doch würde der von diesen hochstehenden Elementen abfallende Glanz erst dann von bedeutender Wirkung werden, wenn die haute volé selbstständig denselben weiter führen könnte. Dazu fehlen im allgemeinen die materiellen und geistigen Mittel.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß einzelne höchst geistvolle Persönlichkeiten sich in jenen Kreisen finden. Allein sie sind nicht in der Lage, einen bestimmenden Einfluß zu üben. Während Berlin, Dresden und Wien in ihren ersten Gesellschaftskreisen einen deutlichen Zusammenhang mit der Aristokratie des Geistes zeigen, einzelne Salons sogar als Mittelpunkte des geistigen Lebens erscheinen, ist es in München nur ein einziger Salon, der aber nicht bayrischer, sondern österreichischer Abstammung ist, welcher geistige Elemente in das gesellige Leben hineinzieht. Die eingeborne Münchner Aristokratie steht allen übrigen dortigen Gesellschaftskreisen an geistiger Bildung weit nach und ersetzt diesen Mangel durch eine eigenthümliche Art des Hochmuthes, wodurch sie, statt tonan-

gebend zu werden, zu einer kaum beachteten, häufig belächelten Erscheinung wird.

Was aber das Schlimmste ist, der Mangel an Intelligenz vereint mit jenem kindischen Hochgefühle hat bei der Damenwelt dieses Kreises eine Lebensart erzeugt, die, neben dem allen Münchnerinnen gemeinsamen Mangel an chic, im Verkehre namentlich mit Leuten anderer Gesellschaftsgruppen eine mangelhafte Bekanntschaft mit dem, was man das höhere savoir vivre nennt, bekundet, so daß man oft von Unerzogenheit sprechen könnte. Man verdächtige sie nicht, die freiere, harmlosere süddeutsche Sitte. Auch Wien hat sie und erhält durch sie in seinen höchsten Kreisen eine um so lebhaftere, anmuthigere Färbung des geselligen Lebens. Sie unterscheidet sich aber wesentlich von dieser ungraciösen Aeußerung geistiger Beschränktheit und gesellschaftlicher Unsicherheit der Münchner Aristokratinnen.

Unter diesen Umständen erscheint es natürlich, daß auch im Carneval nur die fremden Diplomaten mit ihren Damen es sind, welche das eigentliche Relief bilden, um das die eingeborne Gesellschaft sich als höchst fragwürdiges Zierrath schlingt, das meist nicht zu dem Style des Hauptbildes passen will.

In der vorigen Saison fühlte man sich bemüßigt von der ersten Gesellschaft mehr als gewöhnlich zu sprechen wegen den paradiesischen Balltoiletten, welche die Damen derselben nach dem pariser Vorbilde trugen,

ohne daß eine Weiterpflanzung in die übrigen Gesellschaftskreise gelungen wäre. Sogar die Presse bemächtigte sich der Sache ziemlich talentlos. Ich muß mich hier ganz entschieden auf Seite der hochadeligen Damen stellen. Ich wäre auch nicht heuchlerisch genug, heute durch eine in liebenswürdiger Freigebigkeit entblößte Büste, durch ein duftiges Gewand, das in seiner täuschenden Knappheit eine runde Hüfte, ein plastisches Bein zur verdienten Geltung bringt, endlich durch ein Paar die Täuschung vollendender, fleischfarbener Strümpfe ästhetisch angeregt zu werden, um morgen eine Kapuzinade gegen die unmoralische Mode loszulegen. Die Damen der andern Gesellschaftskreise, die unter Aufsicht einer größeren Oeffentlichkeit stehen, haben nur deßhalb so laut geschrieen, weil sie es noch nicht wagen durften, in der Popularisirung ihrer Reize über eine kleine Verengung der Toilette hinaus zu gehen und diese weitergehende Plastik der adeligen Damen als ein unverdientes Privilegium betrachteten. Das nächste Jahr werden sie sich schon des gleichen Rechtes versichern. Uebrigens muß man gerecht sein und Damen die ohnehin unter der Last des noblesse oblige zu leiden haben, wenigstens das harmlose Vergnügen gönnen, die Gaben, die ihnen Gott verliehen, geltend zu machen. Jeder gibt eben was er hat, und, wenn sie Etwas reichlich zu geben hatten, warum sollten sie damit geizen, wenn im Uebrigen für sie die Natur schon gegeizt hat? So seid ihr

Bürgerlichen! Was ihr einer Tingeltangelsängerin nicht weit genug vergönnen könnt, findet ihr an einer Salondame zu viel, als wären die Reize einer üppigen Chansonette werthvoller als die einer nicht minder üppigen Comtesse!

Nächst der ersten Gesellschaft muß die militärische Carnevalsgesellschaft betrachtet werden. Seit — echt charakteristisch für die Kleinstadt München — eine oder einige alte Generalinnen es für unvereinbar mit ihrer und ihrer zur Ballgarde, die sich so gern ergeben möchte, wenn sich ein Sieger melden würde, zählenden Töchter hoher Persönlichkeit erklärten, daß die damalige Primadonna der Hofoper als Ballgast neben ihnen figurire, am Ende gar von den Herrn mehr entourirt wäre als ihr Töchterchen und dadurch die Subordination der Lieutenants und der Opfermuth der ledigen Hauptleute in Frage kommen könnte, sind die beliebten Offiziersbälle im Odeon verschwunden.

Die Generalspicknick sind jetzt die ausschließlichen Gelegenheiten, bei welchen die alten Generalinnen als allein selig machende Gnadespenderinnen armen Lieutenants sich wichtig machen und Töchter vom Major aufwärts „nur für die Herrn Offiziere", sich ärgern, daß ihre Büste hinter zu viel Spitzen ein Veilchendasein führen muß und jeden Tänzer fragen, ob es denn wahr sei, daß Baronesse Y... auf dem Balle beim Z..schen Gesandten so „furchtbar unanständig" kostumirt gewesen

sei, um nach dem Balle sich selbst in dieser „reizend unanständigen" Toilette zu träumen. Der in diese Gesellschaft gerathene Civilist hat ungefähr das Gefühl eines verlaufenen Pudels, über welches ihn das Bewußtsein, seine Ballkarte so gut wie jeder Lieutenant bezahlt zu haben, nicht hinweghilft. Die jungen Damen, die auf anderen Bällen mit gierigen Blicken nach ihm ausschauen, rufen gnädig lächelnd „Ich bedaure" aus einem Wall von Lieutenants, heraus, den er seit einer Viertelstunde vergebens zu durchbrechen trachtete. Der Lieutenant aber fühlt sich ganz als die Stütze des deutschen Reiches.

Hast Du von der Jugend nichts zu hoffen, so kannst Du beim Alter verzweifeln.

Die Generalin, deren Tochter Du vorigen Sommer in Schliersee so die Cour geschnitten hast, und welche Dir dafür so liebenswürdig dankbar war, daß sie Dir selbst ohne vorheriges Angebot den Arm reichte, wenn es bei einer Landparthie bergauf ging und sich mit dem ganzen Gewichte des bei jedem Avançement des Gatten seit der Majorszeit um 50 Pfd. gewachsenen Körpers festhielt, hat kaum ein geringschätzig zutrauliches Nicken, wie es am Lande jeder hübsche Bursche bekam, wenn er grüßte. Die Herren Generalstabsoffiziere aber, sie zeigen Dir in ihrer Grandezza die ganze Bedeutung der Gelehrsamkeit in Uniform und da sie mit Dir keine leutselige Unterhaltung über Taktik und Feuerwaffen

führen können, starren sie Dich mit Mienen an, als wärst Du eine topographische Karte, auf der sie ihr Strategengenie erproben wollen. Da sind unsere civilen Gelehrten, die Herren Professoren, auf den Studentenbällen doch andere Leute! Wie freundlich leutselig begrüßen sie Alles, was ihnen nahe kommt, vom Comité bis zum ganz gewöhnlichen kafeereibenden Studenten! Sie fühlen den Umstand, daß sie heute die Ersten sind, nicht als ihnen erwiesene Pflicht, sondern als eine Ovation. Die Frau Professorin ist ebenso freundlich und wird nur zuweilen zerstreut, wenn sie den Schritten des Privatdozenten X. allzu wohlwollend folgt. Die Töchterchen aber, zumal wenn sie jung und hübsch sind, fühlen die ganze Wichtigkeit der deutschen Wissenschaft auf sich übergegangen, aber mit einem naiven Stolze, nicht mit dem Dünkel einer Generals-Tochter, dazu sind sie zu wenig welterfahren, d. h. nicht genug von Lieutenantsphrasen durchgeschult. Die älteren Sprossen der deutschen Wissenschaft sind gar zu possirlich, wenn sie in der gutmüthigsten Weise die Schüler des Vaters unter eine Art Vormundschaft stellen und in echter, unverfälschter Blaustrumpfmanier dem jungen Studiosen auf den Zahn fühlen, wie es mit seiner allgemeinen Bildung beschaffen sei.

Doch auch in die Herzen der deutschen Professorentöchter kann sich das allgemein weibliche Gefühl der Eifersucht schleichen.

Wir sind auf dem Balle des akademischen Gesangvereins. Der reichgeschmückte Saal ist von Ballgästen fast überfüllt. Auf der in einen Garten verwandelten Estrade unter dem Orchester haben sich die Professorenfamilien und Alles was Anspruch auf besondere Distinction machen zu können glaubt, versammelt. Die Tanzordner räumen in geschäftiger Eile das Parquet, die plaudernden, engagirenden Gruppen der Herren und Damen gegen die Säulengalerien zurücklenkend.

Die jungen Herren stürzen nach der Dame, mit welcher sie den ersten Walzer haben. Einige der Herrn, die noch zu fremd in diesem Kreise sind, und fürchten keine Beschäftigung für ihre Beine zu finden, laufen von einem Bekannten zum andern mit der flehenden Bitte:

„Stelle mich vor!" Entweder er wird mit einem Gemurmel, aus welchem die Dame nicht errathen kann, ob er ein Pole oder ein Hinterindier ist vorgestellt, und erhält noch eine Tour von der Schönen, deren Namen er nur mit einem N. N. in die Karte einzeichnen kann, oder er wird mit den Worten „Haben schon Alles vergeben!" von dem unfreundlichen Bekannten abgewiesen. Dort hinten in der Ecke aber steht ein Fräulein, das mit bebendem Herzen das Stimmen der Instrumente hört, zitternd die Arrangements für die Polonaise wahrnimmt, denn — o Jammer — kein erster Walzertänzer hat sich trotz der Bemühungen des rastlos den Saal

durchkreuzenden Vetters gefunden. Ja der Vetter! Welch' wichtiger Mann im Mädchenleben! Wir können es dort bei der dritten Säule beobachten. Das hübsche Mädchen in dem einfachen Ballkleide, wie freudig blickt es auf den blutjungen Studiosen vor ihr. Mit dem ersten Walzer wollen sie Beide heute zum Erstenmale die Arena des öffentlichen Lebens betreten. Es ist Klärchens einziger Ball für heuer, wie die Mutter entschieden erklärt hatte! Aber welches Glück dieser einzige Ball in sich schließt. Vor zwei Monaten ist Moritz, Onkel Landrichters in Dingolfing ältester Sohn auf die Universität gekommen. Alle Sonntage hat er bei ihnen zu Mittag gegessen. Wie lieb sind beiden bald die Sonntage geworden. Er hat ihr seine Genossen vom akademischen Gesangverein, eine ganze Reihe, vorgestellt.

Sie hat alle Touren vergeben. Wenn nur der erste Walzer den ganzen Abend dauern würde! Sie zanken eben Beide über die ungeschickte Sitte, daß man nur einmal zusammen tanzen soll. Ganz anders der Vetter oben, gerade bei der Estrade. Die Cousine ist eine beliebte Ballerscheinung und eben unterhält sie sich mit einem vermöglichen jungen Regierungsaccessisten, dem auch die Mutter einige aufmerksame Wort schenkt, auf's Angelegentlichste. Der arme Vetter, dessen Galanterien sie sonst mit ermuthigender Liebenswürdigkeit annimmt, der ihr sogar am Sylvesterabend einen Kuß hatte geben

dürfen, steht stumm wie eine Pagode an der Seite und die Eifersucht wühlt in seinem Busen.

Jetzt beginnt die große Scene auf der Estrade.

Die Tochter eines Ministers ist nicht anwesend, der derzeitige Rektor hat keine Tochter. Wer wird den Ball eröffnen? Diese Kabinetsfrage erfüllt die Tochter der Professoren mit fieberhafter Spannung. Auch in den Müttern regt sich ein sterbliches Gefühl der Eitelkeit.

Da naht der Vorsitzende des Comités mit einem eleganten Bouquet. Die Busen wogen höher, während er die Treppen der Estrade emporsteigt. Die Hübscheste empfängt den Strauß. Mienen der Enttäuschung sind sichtbar. Die eine meint, ihr Vater sei berühmter als der andere, die zweite, man hätte berücksichtigen können, daß sie schon seit sechs Jahren Stammgast ist. Auch die Mama's finden es sonderbar, daß man gerade diese erwählt.

Die Polonaise beginnt. Langsam wälzt sich der riesige Zug bandwurmförmig durch den Saal und die Nebensäle, in denen gedeckte Tische schon an das Soupé erinnern.

Alles ist nicht unter den Säulenhallen untergebracht, bis in das letzte der Nebenzimmer reicht der Zug der Paare, während vorn an der Estrade schon unter den Klängen des Walzers der Vorstand den Ball eröffnet. Alle Blicke folgen dem einsam durch den Saal

fliegenden Paar, bis dieses die Runde vollendet und nun die ungeduldig harrenden auf das Parquet eilen. Bald erblickt man ein buntes Gewoge von schwarzen Fracks, starken und mageren Nacken, grünen, weißen, rothen, gelben Toiletten.

Schon drängen und schieben sich die Paare mehr, als sie tanzen und noch immer harren unter den Säulen neue Kräfte der erlösenden Stunde, in welcher sie ungeschwächt die auf der andern Seite den Saal verlassenden Ermatteten ergänzen. Die Tanzordner sind in voller, mühsamer Thätigkeit, bald geschäftig hin und hereilend, bald wie Säulen sich gegen den Strom stellend und mit Cerberusmiene jede Abweichung, jeden kleinen Betrug, durch den man aus der Säulengalerie in den Saal gelangen möchte, verweisend.

Gar manchem Paare wird das Vergnügen eine saure Arbeit, da sich die Früchte der Tanzstunde wieder Erwarten ungünstig gestalten.

Der Blick auf die nachdrängenden Paare hemmt die Sicherheit des Fußes, man geräth aus dem Takt und ehe man ihn wieder gefunden hat ist man mitten in einem Strudel und darf froh sein, mit einigen Fußtritten durchzukommen, bis eine Lücke Gelegenheit bringt, in den Takt zu kommen, um einige Schritte weiter die Plage von Vorne zu beginnen. Aber auch bei den gewandt durch den Saal fliegenden, geschickt jede Lücke, wie nach Freiheit dürstende Vögel, benützenden Paaren

erschöpft sich die Reihe der komischen Beobachtungen nicht. Diese Grimasse hier, eines sonst harmlos bescheidenen Jünglings; der grimmige Blick eines Andern, als hege er Mordgedanken im Busen; die Kriegslocke, die einem dritten unablässig über die Nase baumelt; die possirliche Zusammenstellung eines ellenlangen Knaben, der förmlich zusammenschrumpft um seine Tänzerin nicht am Kopfe statt an der Taille halten zu müssen; die einem Prärierosse vergleichbare Wuth eines anderen, mit welcher er seine Tänzerin über das Parquet hetzt; die gemächliche Ruhe des Nächsten, der seine Tänzerin dreht so gemüthlich, als sei der Walzer ein Schlummerlied; hier hat einer die Gewohnheit, das Deckengemälde während des Tanzes unendlich schwärmerisch anzublicken; der Nächste beißt die Lippen zusammen, als habe er das entsetzlichste Leibschneiden, so wechseln die Bilder in unendlicher Mannigfaltigkeit bei jedem Tanze, bis endlich die Soupéstunde ein neues Leben zeigt.

Wir lassen die Damen mit ihren Eltern ruhig in die Nebensäle verschwinden, wo sie unter des Vaters wohlberechnenden Blicken sich an zähem Rostbeef und schlechtem Weine zu einem unverschämten Preise im Anbetracht der theuren Zeiten und des kommenden dritten Walzers nicht satt essen. Nur wenige auserwählte Verehrer pflegen einer Familie zum Soupé zu folgen. Die Mehrzahl der Garçons begibt sich in's Parterre gelegene Bierstübchen, um an Bier und kalter Küche sich gütlich

zu thun, vor Allem aber dem Genusse einer Cigarre wollüstig zu fröhnen. Ein erstickender Qualm begegnet dem später Eintretenden. Die Neulinge betrachten mit Stolz die noch wohlbesetzte Tanzkarte, während die Blasirten mit Vergnügen konstatiren, daß nur mehr eine oder zwei Touren sie der Gemüthlichkeit des Bierstübchens entreißen werden. Selbst die Wahrnehmung, daß der Frack ein communistisches Garderobestück ist, indem es alle Menschen den Kellnern gleich macht, so daß, wer zufällig ein Glas Bier in der Hand durch das Zimmer geht, angerufen wird: „Kellner! Mir auch ein Glas!“ stört nicht die echt deutsche Gemüthlichkeit, die sich überall einstellt, wo man vor Qualm seinen Nachbar nicht mehr sieht.

Da sitzt die Schaar, durstig ein Glas um das andere leerend, mit rothglühenden Köpfen, das heute von der Wäscherin so wunderschön überreichte Hemd runzlig, in Schweiß gebadet. Der Eine streckt müde die Beine, der Andere trocknet den Schweiß von der Stirne, der Dritte fächelt sich mit dem Claque Kühlung zu, einem Vierten hat der Tanz fast die Stimme geraubt und sie versichern sich gegenseitig, sie hätten sich glänzend amüsirt. Nach einer Stunde schlüpft die Mehrzahl wieder in die Handschuhe und eilt dem dritten Walzer entgegen.

Die Damen nehmen den Tabaksdunst, der ihnen von den Herrn entgegenströmt nicht im Mindesten in

Uebel, sondern von einem Gläschen Wein erwärmt, schmiegen sie sich um so inniger an des Ritters Brust. Die Stimmung nach dem Soupé ist eine gesteigerte und mit jeder Tour nimmt die Steigerung zu, um dann plötzlich der Erschöpfung Platz machend abwärts zu gehen. Dieß ist der Zeitpunkt, um welchen sich der Saal allmählich leert. Zuletzt ist von der ganzen großen Menge nur ein kleines, leicht zählbares Häuflein da. Auf dem Parquet liegen bunte Läppchen zerstreut umher, gebrochene Blumen und darüber hinweg geht der Tanz der Unerschöpflichen. Sind das Damen, junge Mädchen, die vor einigen Stunden noch schüchtern, in steifer Förmlichkeit unseren Gruß erwiderten? Der Busen fliegt unter dem keuchenden Athem, fester muß der Herr sie umschlingen, denn das Bein will ermüdet den Dienst versagen, von den Haaren flattern Blumen und gelockerte Zöpfe, die liebliche Toilette schwebt zerrissen, zerdrückt, ein Schatten von ehedem, über dem Boden; so jagt die Unerschöpfliche durch den nun Raum genug gewährenden Saal. Welche Macht ist es, die harmlose Mädchen, welche bei einem Handkuß beben, zu Mänaden wandelt?

Man glaubte, nur das Zeichen geben zu dürfen, um die Orgie beginnen zu lassen. Und doch täuscht man sich.

Morgen sehen wir die vermeintlichen Mänaden

als ruhige und zahme Haustöchter an der Seite der Eltern durch die Maximiliansstraße wandeln.

Ich habe hier meiner Schilderung den Ball des akademischen Gesangvereins zu Grunde gelegt, welcher in der Regel die Reihe der Odeonsbälle zu eröffnen pflegt. Der sich daran schließende Tafelrundeball hat im Allgemeinen denselben Charakter, wenn auch eine specielle Färbung, welche darin besteht, daß die Mitglieder dieser Gesellschaft junge Juristen sind, welche bald angestellt werden oder schon die erste Anstellung besitzen.

Die Estrade nehmen hier vor Allem die hohen Beamten der Ministerien, der Regierung und der höheren Gerichte ein. Es fehlt nicht an Orden, noch weniger an gnädig selbstbewußten Mienen. Glaubt man auch von vielen Fräcken erst den Aktenstaub abstreifen zu müssen, so entgeht dem Blicke doch nicht eine genügende Zahl Solcher, die den über den Schreibtisch täglich gekrümmten Rücken nicht blos beugen, sondern auch ganz trefflich strecken können, daß sie um einige Zoll gewachsen scheinen.

Neben der Sonne, die gnädig strahlend gehorsame Planeten um sich kreisen läßt, erkennt man dieses oder jenes gemüthlichere Gestirn, das erst nach dem Soupé zu glänzen beginnt. Im Saale wogt die ganze Zukunft der Beamtenhierarchie umher vom jüngsten Praktikanten bis zum beginnenden Streber, der schon die Zeit vor Augen sieht, wo auch er als gnädiger Fixstern auf der

Estrade glänzt, und längs der Säulenhalle steht die Reihe der bureaukratischen Familienväter, die auf die Estrade noch hoffen oder die Hoffnung längst haben fallen lassen. Doch auch sie sind Chefs, auch ihnen ist dieser oder jener der jungen Tänzer tributschuldig und so bangt der Tochter nicht um ihre Tanzkarte. Erst die Pflicht, dann das Vergnügen, ist heute die Richtschnur der Tänzer, wie sie über ihre Beine zu disponiren haben. Die ganze Skala des Bureaus sie muß durchlaufen sein, ehe an das Herz oder an das Schönheitsgefühl zu denken ist. Allein nicht blos eine officielle Seite hat der Tafelrundeball, sondern auch eine ganz besonders familiäre, die ihm seine Hauptbedeutung und im Volksmunde den Namen „Versorgungsball" verliehen hat.

Ist doch der Kern der Tänzer in heirathsfähigem Alter und bereits oder bald in der Lage mit den Berufspflichten die ehelichen Pflichten zu verbinden. Darum spielen auf diesem Balle die sonst indifferent umhersitzenden Mama's eine nicht zu unterschätzende Rolle. Sie lassen sich mit diesem oder jenem Tänzer ihrer Tochter in ein längeres Gespräch ein, das an sich gleichgiltig, dem Kenner bedeutungsvoll genug erscheint, sie haben nicht nur ein scharfes Auge für die Tänzer ihrer Tochter, sondern auch dafür, wer mit Fräulein Z. und Fräulein Y. tanzt, wer in den Pausen am Meisten mit ihr spricht, wem sie die freundlichste Miene zeigt. Dazu steht jede Mutter unter Controlle der anderen Mütter,

während sie sich gegenseitig darüber zu unterhalten wissen, wie die Räthin A. den Accessisten M. den ganzen Abend hindurch mit ihren Blicken verfolgt, was Assessor N. für ein netter Mann und welch' noch netteres Vermögen er einmal bekomme, woher denn Fräulein Z. eine so hübsche Toilette erschwingen könne, wie Fräulein Y. mit dem Concipienten R. so kokettire, was Fräulein W. mit dem jungen Doktor U. so eifrig zu sprechen habe, daß Fräulein S. ihr hübsches Bouquet gewiß von Advokat T. habe. Dasselbe wird oben auf der Galerie von den zuschauenden Damen gesprochen und morgen mit doppelter Zunge der Tante, den Cousinen, der Freundin, dem Kränzchen und allen Visiten erzählt. Und die Papas? Auch bei ihnen zeigen sich Symptome. Warum ist Rath R. so freundlich, so voll schlechter Witze mit dem reichen Accessisten Baron Sch . . . , der seine Tochter am Arme hält, warum ist dagegen Direktor K . . . so kühl gegen den hübschen Staatsanwaltsvertreter L . . , in den sein Töchterlein so eifrig hineingesprochen hat, als hätte sie ihm eine lange, lange Geschichte zu erzählen? Und die tanzenden Paare? Wie schlägt dieß Herz hier an der Brust des Tänzers so freudig erwartungsvoll, an der Brust, deren Inneres eben genau erwägt, ob die schöne Partnerin wirklich 60,000 fl. bekommen dürfte, wie man sagt! Wie heiter fliegt der junge Mann, die junonische Gestalt im Arme dahin, er hat bemerkt, daß sie ihn liebt. Sie liebt ihn,

ihr Herz aber zittert in der Erinnerung, daß heute Mittag erst der Vater sagte, er hoffe, daß die Courmacherei des N. N. bald ein Ende nehme, denn in eine Heirath werde er nie willigen!

Wie leuchten die Augen der Dame dort! Eben in der Pause durfte sie die goldnen Worte anwenden: „Sprechen Sie mit meinen Eltern!“

Wie ruhig und sicher, unbekümmert um die Fäden, die sich ringsum spinnen, um das, was die Galerie spricht, wiegen sie sich im Tanze und flüstern sich süße Namen zu. Hat doch heute erst der Papa gesagt: „Wartet nur bis nach dem Carneval, dann will ich die Verlobung veröffentlichen!“

In seiner äußeren Gestalt ist der Tafelrundeball wie der zuerst geschilderte. Auch die anderen Bälle, welche die Corpsstudenten, Franken, Isaren und Vitruven im Bayrischen Hofe und in den vier Jahreszeiten veranstalten, gewähren nichts Neues.

Ganz anders zeigt sich das Ballfest des Kaufmannscasinos. Gibt die Zulassung des Dominos dem Feste schon einen pikanten Reiz, so ist es die Haltung der Papas und Mamas ebenso wie die jungen Damen, der sich entfaltende Luxus die einen wesentlichen Unterschied von anderen derartigen Festen bieten. Der Charakter des Ganzen ist derart, daß man die res rerum gewissermaßen in der Luft zu riechen glaubt. Wenn Herr X.

Fräulein Y. engagirt, geschicht dieß mit einer Art von Eleganz, die wesentlich von der landläufigen Salonmanier verschieden ist. Es ist schwer zu beschreiben, allein sofort erkennbar: eine geschätzte Firma verbeugt sich vor der nicht minder geschätzten und Zweimalhunderttausend nehmen die Huldigung von Dreimalhunderttausend verbindlich an. Bei den Mamas bemerkt man nicht die üblichen Forschermienen, denn man kennt ja genau, welche Werthe auf Lager sind und weiß, daß die Tochter keine Spekulation in den kleinen Werthen, die nicht marktfähig als Ballgäste erscheinen, unternimmt, sondern sich der Gewißheit schmeichelt, daß an geeignetem Termin schon ein gütliches Uebereinkommen mit einem ihr nicht unangenehmen, sicheren Namen behufs Gründung einer Zweigniederlassung entrirt werden wird. Die Papas sehen mit Behagen dem ernsthaft betriebenen Spiele der Jugend zu und auf ihrem Antlitze steht das erhebende Bewußtsein geschrieben, daß ihre Söhne und Töchter sich reicher Väter rühmen können. Eine besondere Erscheinung ist die junge Kaufmannsfrau. In glänzender Toilette, meist hübsch, nimmt sie alle Huldigungen mit dem Lächeln einer Königin entgegen und jede Miene, jede Bewegung scheint aus ihr zu sprechen: „Schön sein ist schön! Schön und reich sein ist wunderschön. Ich bin Beides, also bin ich wunderschön!“ Dem nicht kaufmännischen Gaste fällt im Gegensatze zu anderen Bällen der Einheitsgedanke, der den Kreis als ein ge-

schlossenes „Wir Kaufleute" durchzieht, fremdartig auf und es scheint ihm immer das Ganze eine glänzende Schaustellung zu sein, in der „Wir Kaufleute" sich den fremden Elementen mit dem stolzen Worte „unsere Mittel erlauben uns das" gegenüberstellen, ja gelegentlich ganz deutlich mahnen, daß man doch ein Staunen ausdrücken möge. Wer nicht zu dem engeren Kreise gehört oder sich nicht sagen kann, „ich bin nicht der Geringste unter Euch, wenn wir zu rechnen anfangen", wird viel Glanz — für Münchner Verhältnisse —, aber wenig Gemüthlichkeit finden und die tanzende Jugend selbst scheint ein heiteres Spiel als ein mit großem Interesse zu unternehmendes Geschäft anzusehen.

Nur die bis zwölf Uhr durch den Saal schweifenden Dominos sind nicht von der herrschenden Feierlichkeit angesteckt, und, da sie durchweg den besseren Kreisen angehören, in ihrem Maskenspiel pikant und ihr kecker Scherz, ihr malitiöses Flüstern kontrastirt lebhaft gegen die Grandezza, mit welcher die Priester Merkurs dem Carneval ihren glänzenden Tribut zahlen.

Eines der Hauptfeste des Münchener Carnevals ist der „Armenball", nicht etwa ein Ball, auf welchem armen Teufeln ein Tanzvergnügen bereitet wird, sondern ein Tanzvergnügen, dem sich die Vermöglichen zum Besten der Armen unterziehen. Der Zudrang ist ein enorm großer, denn Jedermann will zum Besten der

Armen tanzen, und aus Wohlthätigkeitsgefühl Cour schneiden.

Der Odeonssaal ist prächtiger als sonst dekorirt, und Herman Schmid, der mit seinen Dramen die armen Theaterbesucher zum Besten zu haben pflegt, hat heute zum Besten der Armen die Ballbesucher mit einem Prologe, der schon vor acht Tagen in den Neuesten Nachrichten zart angedeutet war, wie alle Jahre überrascht. Die haute volé läßt sich auch zum Besten der Armen sehen, plappert Französisch und blickt mit mitleidensvollem Lächeln auf den tanzenden Pöbel. Einen besonderen Wohlthätigkeitssinn entwickelt Israel, das sich vollzählig in allen Façonen einfindet. Rings um sich hört man die bekannten Nasaltöne, alle Schritte stößt man auf ein schwarzlockiges Ladenjünglein, das durch eine möglichst unverschämte Miene sich als Dandy dokumentiren möchte.

Die Damen Israels zeigen nicht nur sehr auffallende und sehr geschmacklose Toiletten, sondern auch eine liebenswürdige Offenheit. Der wesentlich hebräische Typus des Festes wird durch die Anwesenheit der höheren Beamten und einiger anderer christlicher Physiognomien wenig gestört. Manchen, der kein pünktlicher Zahler ist, mag es vielleicht geniren seinen Schuster oder Schneider zu treffen, im Ganzen aber gewährt gerade diese „Gemischtheit“ ein buntes Bild und es ist recht lustig, sich auch einmal Leute im Frack anzusehen, die man im

Hofbräuhaus in der gemüthlichen Joppe kennen gelernt hat.

Der von Herman Schmid gedichtete, meist mit einem allegorischen Mummenschanz verbundene Prolog ist beendet und jetzt beginnt die Polonaise und alle Façonen von Nasen, alle Moden von Cylindern und Cravatten, die ganze Mannigfaltigkeit in der Erscheinungsform des sogenannten „Ewig-Weiblichen" tritt an uns vorüber, alle Pracht und alle Geschmacklosigkeit, selten Bilder für einen Rubens, noch seltner für einen Raphael, recht häufig für einen Hogarth. Den Walzer sehen wir noch an, denn er liefert uns noch glänzende Beiträge für unsere Carricaturenmappe, heute mehr als auf irgend einem andern Balle. Dann ziehen wir uns aus dem tropisch glühenden, dumpf schwülen Saale zurück zu einer Flasche Wein und ergötzen uns an dem Anblicke einer Gruppe rothnasiger Spießbürger, die sich köstlich in ihren weißen Cravatten ausnehmen neben der in altmodischer Seide prangenden „Alten" und, nachdem der Kellner mehrere Flaschen Sekt aufgestellt, mit unnachahmlicher Grazie in die Hosentaschen fahren, ebenso unnachahmlich fragend: „Was kost's?"

Vom Armenball auf das charakteristischste Carnevalsvergnügen die „Redouten" ist der Sprung kein allzu großer. Das „Odeon" und das „Colosseum" sind die Stätten, an welchen sich der ergötzliche Mischmasch aller

Stände und aller Eigenschaften unter der Fahne der Maskenfreiheit versammelt.

Mit der Münchener Maskenfreiheit ist es nun eine eigene Sache. Wie überall, so sind es auch hier vor Allem die Damen, welche sich maskiren, während die Herren in Frack und Cylinder die Wirkung der Maskenfreiheit abwarten. Darauf nun muß man lange warten. Der Debardeur ist im Odeon verpönt, die Mehrzahl der Damen hüllt sich in Domino, ein kleiner Theil in eine „Charaktermaske". Im Kolosseum hat der Debardeur toleranten Zutritt.

Aber wehe dem, der etwa hier den feschen Debardeur der Wiener Blumensäle oder den pikanten, champagnersprudelnden Debardeur der pariser Closerie erwartet!

Im Colosseum tritt der Teufel plumper auf. Hinter einem schäbigen Costume aus der Maskenleihanstalt zeigt sich in Gang und Geberde, in der ganzen Erscheinung, in der widerlich rohen Sprechweise die gemeine Straßendirne, welche sich nur mit ihrem männlichen Pendant, dem an der glatten Frisur, der frechen Physiognomie nebst der Façon der Cravatte und der Art den Cylinder zu tragen sofort kenntlichen „Strizzi" bei einer Flasche Exportbier amüsirt.

Bei dem übrigen weiblichen Theile der Redoute, namentlich im Odeon, ist die Maskenfreiheit sehr fraglicher Natur.

„Bist a da!" ist die eine, „Kennst Du mich nicht?"

die andere, feinere Version, auf welche sich die Masken-freiheit meist beschränkt, so daß die befrackte Herrenwelt statt passiv sich dem Maskenübermuthe gegenüber zu verhalten, aktiv animirend vorgehen muß, wenn sie sich nicht bodenlos langweilen will. Allein selbst dieß fällt sehr schwer, da die Mehrzahl der Masken in festen Händen ist, d. h. nicht auf die Redoute geht um sich selbst-ständig zu amüsiren und einen dienstfertigen Cavalier durch das Glück des Zufalles zu finden, sondern die Redoute nur als Rendezvousplatz für den Verehrer oder Geliebten benützt, dessen theure Seite sie nur mit seiner besonderen Erlaubniß verläßt. Dem Neulinge passirt es daher sehr gerne, daß er nach langem zwecklosen Um-herbummeln einem Domino begegnet, der seinen Arm freundlich annimmt, seiner galanten Unterhaltung eine kokett scheinende Sprödigkeit entgegensetzt, die durch ein Soupé oder wenigstens eine Flasche Wein gebrochen werden dürfte. In der That nimmt die verlarvte Schöne das Anerbieten dankbarst an, sucht sich auf der Speise-karte grundsätzlich das Theuerste aus, entwickelt einen gesunden Durst und erklärt Dir gesättigt und erfrischt, daß sie jetzt höchste Zeit habe nach ihrem „Josef“ zu sehen, der gewiß schon vom Bierstübchen zurück ist.

Der Galan macht alle Versuche, daß sie den Josef bis auf Weiteres laufen lasse. Dieß gelingt ihm aber höchstens bis zum Beginne des nächsten Tanzes. Dann entrinnt sie unfehlbar. Er hat das Vergnügen ein

Soupé bezahlt zu haben und die Schöne am Arme ihres Josef nickt ihm en passant freundlich zu.

Erst ein wiederholter Besuch der Redoute lehrt die Methode sich zu amüsiren. Ich denke hier hauptsächlich an die von den besseren Elementen lieber als das Colosseum besuchten Odeonsredouten. Schon die objektive Beobachtung auf einer Promenade durch den Saal gewährt Amüsantes genug. Die gar glänzenden Dominos in hellfarbigen, spitzenbesetzten Costumes sind so wenig beachtenswerth wie die Charaktermasken, hinter denen gewöhnlich eine Biermamsell, Näherin oder gar eine Cocote unterster Ordnung steckt. Auch diejenigen, welche dem Tanzvergnügen mit sichtlichem Eifer obliegen, sind sehr gleichgiltige Geschöpfe.

Ganz anders aber Jene, welche in elegantem aber mit einfachem Geschmack garnirten schwarzen Domino erscheinen, langsam den Saal durchschreiten, gerne zwischen den Colonnaden hin- und hergehen, auf eine Anfrage sich sehr wortkarg und reservirt zeigen. Verbergen wir uns hinter einer Säule und verfolgen wir mit unseren Blicken eine derartige Maske.

Lange hat sie einsam, gleichgiltig mit dem Fächer spielend, dem bunten Getriebe zugesehen. Jetzt geht ein Herr, anscheinend aus den besseren Kreisen, an ihr vorüber.

Wie eine Schlange aus dem dichten Grase dreht

sie sich blitzartig um. Ein leichter Schlag mit dem Fächer läßt den Herrn stehen bleiben.

Bald setzen sie den Weg Arm in Arm fort.

Die Maske spricht viel und mit lebhaften Gesten, der Galan wendet seinen Blick nicht von der verhüllten Gestalt. Nach einiger Zeit bemerken wir sie noch immer in eifriger Unterhaltung auf einem Tabouret, das in einem Winkel der Colonnade den Blicken halb entzogen wird.

Um 11 Uhr treffen wir das Paar vor einer Flasche Sekt. Der Galan spricht lebhaft, die Hand des Dominos ruht in der seinen.

En passant bemerken wir, daß es eine sehr feine Hand ist. Der Domino, in den Stuhl zurückgelehnt, blickt nachdenklich auf den Schooß mit dem Fächer spielend. Endlich, gerade, da wir uns wegwenden wollen, beugt sich der verlarvte Kopf gegen den Galan und flüstert ein kurzes Wort . . .

Später finden wir weder im Tanzsaale, noch in den Speisezimmern ihre Spur.

Wieder sehen wir einen Domino, der ängstlich, wie eine verirrte Schwalbe den Saal durchstreift. Die Aengstlichkeit hat ihren guten Grund. Denn ein befracktes Individuum verfolgt den armen Domino sichtlich nicht in galanter Absicht, der Geliebte oder gar der Gatte, der hier sein Weibchen auf verbotenen Wegen zu ertappen glaubt. Die arme Maske sucht sich vergebens im

dichtesten Gewühle zu verbergen, das Unglück verfolgt sie, indem es sie immer dem Verfolger gerade in die Hände laufen läßt. Jetzt hat dieser sie gezwungen zu sprechen und aus der Stimme vollgültigen Beweis erlangt.

Seine Miene ist wenig freundlich und er führt die Sünderin unter die Galerieen ihr einen derben Verweis zu ertheilen, und von da an die Garderobe, wo er, um ganz sicher zu sein, selbst ihre Kleider auslöst. Beruhigt kehrt er in den Saal zurück und denkt nicht daran, daß, sobald er das Parquet betreten hat, Jemand nach der Garderobe eilt und von hier die Treppe hinab, wo unten, an der Durchfahrt, der aus dem Paradiese verstoßene Engel zitternd und frierend ihn erwartet.

Umgekehrt aber sehen wir auch unter der Hülle des Dominos eine oder die andre weibliche Gestalt, welche auch hinter dem Visire ihr vierzigstes Jahr nicht zu verbergen vermag. Sie bleibt unbeweglich auf ihrem Platze bis sie einen nicht mehr jungen Herrn an der Seite eines eleganten Dominos spazieren sieht. Langsam schleicht sie dem Paare nach, umkreist den Tisch im Speisesaale, an dem sie sich fröhlich dem Sekte gewidmet haben, verfolgt sie wiederum bei der Rückkehr in den Saal.

Die Beiden ahnen nicht des neidischen Raben verderbliche Nähe. Da, als sie eben in einem lauschigen Winkel Platz genommen, um sich vor dem Verlassen des

Saales auszuruhen, trifft des galanten Herrn Schulter ein wuchtiger Fächerschlag. Entrüstet wendet er sich um. Da tönt eine ach! nur zu bekannte Stimme an sein Ohr: „Hab' ich Dich, Du alter . . . ! Gleich gehst Du mit mir, oder . . ."

Die Replik auf dieses „oder" besteht nur aus einem stammelnden: „Aber . . . wie ist es . . . ganz harmlos . . . mit einigen Bekannten . . . denke nicht, als ob . . . —".

Indessen hat die junge Ursache des „oder . . ." und des „aber . . ." schlau sich von dannen gedrückt und Arm in Arm verläßt der Gatte mit der Gattin den Saal, geduldig und ergeben der nächsten Viertelstunde im ehelichen Gemache harrend.

Auch Fälle sind schon vorgekommen, wo Mamas den Spuren ihrer Söhne folgend sich von diesen mit Campagner traktiren ließen, bereitwillig den Antrag der Begleitung annahmen, um vor der gemeinschaftlichen Hausthüre dem entsetzten Sohne sich zu entpuppen und eine Strafpredigt ob des vergeudeten Champagners zu halten, ebenso Fälle, in welchen die vermummte Gattin die sich erst ein Gewissen daraus gemacht hatte, mit dem Hausfreunde harmlos eine Redoute zu besehen, was der Gatte als höchst unpassend immer verboten hatte, erfuhr, warum der Gatte den Redoutenbesuch so unpassend findet und dann noch boshaft genug war, sich zum Soupé neben den Gatten zu setzen, seinen Domino zur Eifersucht

zu reizen, sans masque nie gehörte Schmeicheleien anzunehmen und auf leise geflüsterte Bitten um Nennung der Adresse und Erlaubniß eines Besuches entrüstet zu erwidern: „Ich bleibe Alfred — so heißt der Hausfreund — treu, zu dem bist Du ja verheirathet, hast eine allerliebste Frau."

Starkmüthig vernahm sie die Antwort:

„Du kennst meine Frau? Allerliebst nennst Du sie, diesen langweiligen Drachen? Ach, schöne Maske, Du bist gegen sie, wie eine Rose gegen einen Krautkopf!"

Am Schlusse des Soupés war der Domino des Gatten so eifersüchtig geworden, daß er jede weitere Begleitung sich entschieden verbat. Die Gattin ertheilte dem Gatten einen gründlichen Korb und amüsirt sich weiter mit dem Hausfreund. Der Gatte aber ist des anderen Tages höchst erstaunt, immer spitzigere Bemerkungen, in denen „langweiliger Drache", „Krautkopf" eine große Rolle spielen, zu hören. Noch erstaunter würde er wahrscheinlich über weitere Folgen der Redoute sein, wenn er sie erführe.

Auf den Redouten gewahrt man häufig auch paarweise oder einzeln unter den Säulen promenirende Dominos, welche keinen besonderen Zweck, wie die bisher genannten verfolgen. Sie sind in der Regel einfach, manchmal sogar etwas pauvre maskirt. Werden sie angesprochen, zeigen sie vollkommenen Mangel an Masken-

routine oder eine vorsichtige Zurückhaltung. Sie verweigern zu tanzen, ja nur den Arm zu einer Promenade anzunehmen. Der Redoutenheld läßt sich dadurch nicht, wie der Neuling, zum Rückzug zwingen. Es sind Neugierige, welche sich das Terrain aus der Ferne besehen. Hinter der Larve steckt ein hübsches Gesicht, die feine Hand, die Sprache beweisen, daß es sich nicht um eine Figur aus dem Gros der Redoute handelt.

Ohne zudringlich zu werden, weiß er die unbekannte Schöne in ein Gespräch zu verwickeln. Allmählig wird sie mittheilsamer und, wenn ihm das Glück nicht sehr zuwider ist, hat der Galan bald in Erfahrung gebracht, daß er es mit einem aufgeweckten und bei richtiger Behandlung keineswegs spröden Kinde zu thun hat. An seinem Arm durchschlendert dasselbe den Saal, neckt und läßt sich necken und weiß bald mit wohlangewendeter Koketterie durch Verweigerung jeder Demaskirung ihren Ritter noch mehr an sich zu fesseln. Wenn es ihm endlich doch gelingt, die von süßen Schmeicheleien und süßen Champagner erwärmte Schöne zu bewegen, daß sie auch außer dem Redoutensaal seinen Aufmerksamkeiten gestatte, dann folgt ein bald mehr bald minder harmloses Versteckenspiel mit halben Andeutungen, mit Hinweisungen auf die Maximiliansstraße, auf dieses oder jenes Haus, in welchem man öfter ein und ausgeht, aber noch lange nicht die Nennung eines anderen Namens als höchstens des Vornamens, und soll die Gunst noch

weiter gehen, so wird ein fixes Rendezvous bestimmt oder man eröffnet eine Correspondenz in den Neuesten Nachrichten. Etwa die Erlaubniß eines Besuches zu erlangen kann nur in beschränkten Fällen eine angenehme Eroberung genannt werden, anderen Falles zieht sich der Redoutenheld beschämt ob solcher Verschwendung von Galanterie zurück.

Der Redoutensaal ist einer der Punkte, von welchem aus die Fäden der galanten Mysterien Münchens laufen.

Ehe wir aber diese und andere Geheimnisse Isar-Athens enthüllen, besuchen wir noch schnell eines jener Cafés, die während des Carnevals schon um drei Uhr Morgens geöffnet zu werden pflegen. Es ist ein burleskes Bild, die tanzerschöpfte, übernächtige, allerdings sehr gemischte Gesellschaft hier beim Genusse von möglichst unmöglichen Kaffee und Syphon zu beobachten. Hier eine schäbige Tyrolerin von irgend einem Balle mit freiem Entré für „Damen" mit dem entsprechenden männlichen Begleiter, dort eine Schaar lustiger Studenten, welche einigen Dominos, die sich demaskirt haben, echt katzenjämmerliche Witze vormachen, dann ein verliebtes Pärchen, das jetzt noch zärtlicher thut als im Ballsaale, weiter einige Judenjüngelchen, die es für fashionabel halten, mit himmelblauen und rosenfarbenen Dominos, deren Qualität nicht schwer zu bestimmen ist, möglichst keck und lärmend aufzutreten, eine Gesellschaft unbeweibter Herrn, die von der Redoute weg die Nacht

durchkneipen wollen und um sich die Zeit zu vertreiben, theils zur Törtelkarte, theils zum Billardqueue gegriffen haben, Alles deutliche Spuren von Ermattung und Unordnung an sich tragend, Capuchons und Cylinder auf dem Kopfe, mit Shwalen, Ueberziehern, Schirmen belastet, ein Bild, das in seiner bunten Unordnung an den Rückzug einer geschlagenen Armee erinnert, die sich an dem ersten sicheren Orte von ihrer schleunigen Flucht erholt.

Sechster Bilderbogen.

Die Geheimnisse von Isar = Athen.

Wie jede Stadt hat auch die bayerische Hauptstadt gewisse Geheimnisse, sogenannte Mysterien, welche in ihrer halb verschleierten Oeffentlichkeit die Neugier unreifer Jungen und überreifer Frauenzimmer reizen. Dazu gehören avant tout die galanten Mysterien, die jedoch in der löblichen Stadt Isar=Athen weniger pikant, wohl aber nach gewisser Richtung viel plumper und geschmackverletzender sind als anderswo.

Man mag diesen Bilderbogen immerhin Bosheit nachsagen, man soll aber von ihnen nicht behaupten können, daß sie in indiskreter Weise fremden Schmutz als schmackhaftes Gericht für Liebhaber serviren, was gewöhnlich chronique scandaleuse genannt wird. Ich begnüge mich daher, was die intimeren galanten Geheimnisse innerhalb der gebildeten Kreise anlangt, mit

einer allgemeinen Charakteristik, an deren Spitze das Axiom gestellt werden muß, daß München gar keinen Grund hat, sich gegen in Wien oder Paris hie und da in die Oeffentlichkeit tretende pikante Skandälchen entrüstet zu zeigen, und eine Pharisäermiene anzunehmen. „Tout comme chez nous!" muß vielmehr der Wahrheitsfreund sagen und hie und da zu Tage tretende Alluren vom heiligen Eifer „deutscher Sitte" gegen „französische Corruption" als plumpe Lüge oder kindlich idealistische Naivetät dahin verweisen, wohin sie gehört, in das Gebiet der Journalistenphrase eines entenpürschenden Skribslers oder in die vier Wände des ehrbarkeitsstrotzenden herzlich beschränkten Münchner Spießbürgers.

Die französischen Ehebruchsdramen hätten hier gar nichts mehr zu verderben.

Alles ist genügend vorhanden zur Copie einer Cameliendame, Dalila, Sphinx, Fernande u. s. w., es fehlt nur an der eleganten Garderobe und der graciösen Art, mit der die französischen Theater-Herrschaften zu sündigen belieben. Bei uns liebt man hier ein einfaches Verfahren. Unsere galanten Damen der gebildeten Gesellschaft können sich mitunter an Schönheit mit den Heldinnen der pikantesten französischen Sittenromane messen, nur haben sie nicht die Mittel, sich so elegant zu meubliren und so prickelnd zu conversiren, strengen sie sich nicht so an, ihre Galanterie mit geistiger Zuthat zu würzen. Die Fesseln, die sie um ihr Opfer schlingen

sind nicht von feinster Pariser Seide, sondern von der einfacheren Qualität eines ordentlichen Hanfstrickes. Die Opfer sind auch darnach.

Unsere Don Juans haben nur in ein paar Ausnahmen Grooms zur Versenkung ihrer Billet-doux in Bereitschaft. Gewöhnlich thut ein Packträger denselben Dienst.

Für die Hauptsache ist es am Ende auch gleichgültig, ob der Galan zum Rendez-vous aus dem eigenen Hotel in seinem Tilbury vorfährt, während der gehörnte Gatte im Clubb weilt, oder ob er sich aus dem Garçonzimmer zu 20 M. mit Bedienung längs der Häuser hinschleicht, während der „Alte“ in der Stammgesellschaft „Deutscher Männer“ kneipt und politisirt. Die Schöne ambitionirt nicht, daß des Liebhabers Taschentuch mit einer Grafenkrone gestickt sei, ein fescher Lieutenant, und sollte es der nicht sein, ein hübscher Ladenbengel mit wohlfrisirtem Haar und rosenfarbenen Wangen ist ihr gleichwerthig wie ein Marquis oder Vicomte. Wie sie sich nicht mit Entfaltung neuer Reize, mit graciösen Calembourgs und hinreißender Lebendigkeit sprudelnden Humors abquält und von jenen tausend Kleinigkeiten, die einen Lebemann von Geschmack bei einer galanten Dame rasend machen können, keinen Gebrauch zu machen versteht, ist auch der Seladon nicht bemüssigt, besondere Anstrengungen auf jenen Gebieten, welche man salonfähige Galanterie zu nennen pflegt, zu machen. Die

Intrigue derartiger Liebesromane ist mit Ausnahme höchst sporadisch auftretender Erscheinungen, selbst für den ordinärsten Leihbibliothekkunden eine langweilige Geschichte, denn der Teufel, der dabei im Spiele ist, gehört jedenfalls zu Meister Satans gewöhnlichsten Küchenjungen.

Ich habe schon einmal erwähnt, daß es in München keine Demimonde gibt. Was unter diese Rubrik fallen würde, lebt im Verborgenen. Eben dadurch aber und durch die relative Bescheidenheit ihrer Verhältnisse, noch mehr aber dadurch, daß auch diesen Damen, wie denen der besseren Gesellschaft das ganze Vielerlei von Umständen, welche das französische Wort „chic" ausdrückt, vollständig mangelte, paßt für diese mitunter sonst sehr anziehenden Erscheinungen die Bezeichnung „Demimonde" durchaus nicht, sofern man nicht etwa unter Demimonde nichts weiter verstehen will, als ein hübsches, leichtfertiges Wesen feminini generis, das einem liebesbedürftigen Herrn lachend sein Geld verputzen hilft, sich gern elegant anzieht, eine hübsche Wohnung hat, in der Oper auf der Galerie Noble sitzt und keine Feindin des Champagners ist.

Eher trifft man in München an die Grisette streifende Erscheinungen des galanten Lebens. Denn die nicht geringe Zahl von nicht eben tugendhaften Evastöchtern, welche vor und hinter den Buffets der Restaurationen, in den Modemagazinen und Putzmacherstuben

sich nach einem fühlenden Herzen sehnen, das, wenn es endlich gefunden ist, ihnen aus besonders intensiver Nächstenliebe bei einer toleranten Hausfrau ein freundliches Stübchen miethet, in welchem sie ferne von der Mühe des Kalbsbratenservirens oder des Anpreisens preisensnöthiger Waare nur dem edlen Gefühle der „Freundschaft" leben können, gehören ihrem ganzen Naturell und der Bildungsstufe nach eher unter die Bezeichnung „Grisette" als „Demimonde", die eine wenigstens oberflächlich glänzende Geistesbildung zum nothwendigen Substrat hat. Namentlich ist es der harmlose Leichtsinn, die Freude an Putz und Vergnügen, wenn auch bescheidener Art auf einer Redoute oder im Vorstadttheater, die Passion um einen hübschen Hut lieber, wenn es sein muß, etwas Hunger leiden, als auf ihn verzichten, das Talent ebenso entbehren, wie verjubeln zu können, was an die Grisette erinnert.

Freilich sind nicht alle Schönen dieser Art solch' harmlos scherzende Grazien, sondern spielen sich oft als femmes entretenues in einer Weise auf, daß die ehemalige bescheidene Mamsell vom Ladentisch oder der Speisekarte pekuniär so gefährlich wird, wie die capriciöseste prima ballerina.

Sammt Allem aber bleiben sie auf einem sehr gewöhnlichen Niveau stehen, das den Münchener galanten Mysterien jedes, nur nicht ein pikantes Gepräge verleiht, um so mehr als diese letztgenannten Erscheinun-

gen nicht selten nach einem kurzen Flitterdasein nicht etwa stufenweise, wie die Demimondedame, sondern rapid auf ein Gebiet herabsinken, das nur euphemistisch mit der Galanterie in Zusammenhang gebracht werden kann.

Dieses düstere Bild nun ist eine der schmutzigsten und unappetitlichsten Seiten, die man in allen Städten nur mit Glacéhandschuhen, hier aber nur mit dick gefütterten Pelzhandschuhen berühren kann.

Darüber zu schweigen aber, wäre zumal bei einer Charakteristik Münchens nichts anderes als Beschönigungssucht, ein Fehler, den man dem Autor dieser Bilderbogen am Wenigsten soll machen können. In München nämlich machen sich die Vertreterinnen der Fünfminutenliebe in einer das Gesammtbild der Hauptstraßen unangenehm colorirenden Weise, weit enger als in irgend einer anderen Stadt bemerkbar, so daß man von einem sich täglich wiederholenden Skandal speechen kann. Was auch eine gerade nach dieser Richtung sehr thätige Polizei thun kann, der Mangel jeder systematischen Anordnung dieses nothwendigen Uebels, beschränkt ihren Eifer darauf, zu verhindern, daß der tägliche stumme Skandal eine mit lauter Frechheit sich äußernde öffentliche Orgie werde. In manchen Städten ist der Corso dieser Hausmägde der Frau Venus ein von den großen Verkehrsadern abgesonderteș Gebiet, das namentlich der anständige Theil des weiblichen Geschlechtes vermeiden kann.

Wo dieß nicht der Fall, wie in Wien oder Paris, wohnt dieser unsterblichen Zunft wenigstens das Bestreben bei, sich nur dem Wissenden kenntlich zu machen, im Uebrigen aber den Schein der eleganten Dame zu wahren und, wenn auch auffallend in der äußeren Erscheinung, ist bei ihnen doch so viel dehors zu bemerken, ja nicht selten, eine gleißende Grazie, so daß ihr Erscheinen auf den Boulevards, am Ring oder am Graben nicht ehrlichen Frauen die Röthe ins Gesicht jagt.

In München wäre die Zahl derselben nach den polizeilichen Kundmachungen nicht so groß, als es jedem Fremden erscheinen muß, der bei einem Gange durch die Neuhauser-, Kaufinger- Maximiliansstraße nothwendig zu dem Glauben gedrängt wird, München zähle so viele Liebestempel als Bierwirthschaften. Zu jeder Tageszeit, vor Allem natürlich in den Stunden der Promenade und der abendlichen Beendigung aller Geschäfte treten diese Damen vollzählig in den genannten Straßen auf und zwar in einer in Deutschland ganz einzig widerlichen Weise. Schon die ungeschickt und grob bemalenen Gesichtszüge scheinen dafür zu sprechen, daß München der Ablagerungsplatz aller anderswo nicht mehr coursfähigen Waare betrachtet werde, denn während in Hamburg, Wien, Paris, Dresden, Frankfurt die gemeine Sünde sich sehr häufig einer so anmuthigen körperlichen Erscheinung bedient, daß nicht selten ein Gefühl des Mitleides mit diesen in der Blüthe in den Koth getretenen Geschöpfen

sich bei ihrem Anblicke regt, zeigt sich in München das Laster meistens in der häßlichsten, Verwesung athmenden Gestalt, welche unüberwindlichen Eckel erzeugt. Mitten unter den ehrlichen Leuten, am hellen Tage gehen diese Dirnen freche Blicke umherwerfend, mit ihrer Gemeinheit prahlend, in einem herausfordernd schreienden, geschmacklos die Mode übertreibenden Aufzuge einher, ein Gegenstand des schreiendsten Aergernisses, der, sollte man meinen, jedes anständige weibliche Wesen diese Straßen zu vermeiden zwingen würde, wenn es hier nicht bereits zur Gewohnheit geworden wäre, welche das anständige Publikum sich in phlegmatischer Ruhe gefallen läßt, weil einige Winkeljournalisten in ihren Käseblättchen den Trost geben, in anderen „Großstädten" sei es auch nicht anders. Thatsächlich aber tritt die Prostitution nirgends in dieser schamlosen Form an's Tageslicht, wie in München.

Daher trifft man auch nirgends solche Consequenzen dieses Uebels wie hier. Bei einbrechender Dunkelheit riskirt jedes alleingehende Mädchen, jede junge Frau von einem alten, ergrauten Sünder oder einem frechen Bürschchen, das eben der Schulbank entronnen, mit Anträgen beleidigt zu werden. Eine besonders elegante junge Dame, die ahnungslos etwas langsam durch die Straße geht, einige Schaufenster beguckt, wird am hellen Tage selbst von Geschlechtsgenossinnen mißtrauisch betrachtet, von Herrn unverschämt fixirt oder gar ostensibel

verfolgt. Eine ehrliche Nähmamsell, die sich ohne Verwandte oder Freunde ein Zimmer miethen muß hat bald, zumal wenn sie nett gekleidet ist, in der Nachbarschaft das Prestige „a Sellene" zu sein. Ist ein einzelnstehendes Mädchen gar so unvorsichtig, einmal den Besuch eines Landsmannes oder eines ihrem Herzen Nahestehenden zu empfangen, kann eine Denunciation sie in die Lage versetzen, von einem Polizeibeamten rücksichtslos gefragt zu werden:

„Sie empfangen Herrenbesuche ohne polizeiliche Controlle?"

Die genannte Behörde, ohne ihre Schuld fast machtlos dieser Pestbeule gegenüber, ist vollberechtigt, ihren Eifer durch ein oft irregehendes Mißtrauen zu bekunden.

Die ihr eingeräumten Befugnisse sind eben völlig unzulänglich dem Skandale nach dem Muster anderer Städte zu steuern. Während man mit einem armen Teufel, der ohne Verdienst aus Hunger bettelt, kurzen Prozeß macht und ihn verschubt, kann man diesen „Damen" es nicht verwehren, die belebtesten Straßen mit ihrer Gegenwart den ganzen Tag hindurch zu beschmutzen, sondern den Behörden ist erst dann ein Einschreiten gestattet, wenn eine solche Dirne vor aller Welt einen Herrn zur Begleitung auffordert. Die von mir gegebene Schilderung werden „Journale" im Style der „Neuesten Nachrichten" als Uebertreibung darstellen. In der That

aber wäre es für das genannte Blatt besser, statt der Verhimmlung des Magistrates, halbverdauter wissenschaftlicher Phrasen, echt winkeljournalistischer Pfaffen- und Sozialistenhetze in den geistlosesten Tiraden, gegen diese „Verkehrsstörungen" aufzutreten und die Aufmerksamkeit der obersten Behörden auf das Ungenügende der gegenwärtigen Maßregeln hinzulenken. Aber dasselbe Preßerzeugniß, das zur Zeit der Choleraepidemie um einiger Krämer willen, die Forderung zu stellen wagte, noch vor Beendigung der Gefahr alle Vorsichtsmaßregeln aufzuheben, um den Fremdenverkehr nicht länger abzuhalten, dient lieber dem Egoismus derjenigen, welche um ihrer Procente willen München nur gelobt und gepriesen wissen wollen, als gegen einen Mißstand anzukämpfen, der — dem Geldprotzen nichts schadet und sich nicht zur Pfaffenhetze verwenden läßt.

Die Prostitution hat eine lebhafte Beziehung, wie überall, so auch hier zu den Polizeigeheimnissen, den Verbrechermysterien der Stadt. Die Verbindung wird hergestellt durch den Beschützer und Begleiter einzelner dieser Dirnen, den „Louis" oder „Strizzi", ein junges, arbeitsscheues, der Polizei wohlbekanntes Individuum, das unter dem Schein, irgend ein Gewerbe zu treiben, ein flottes Leben in Spelunken führt, den Elegant auf typische Art imitirt und die Mittel dazu auf geheimen Wegen sich verschafft. Welcher Art diese Wege sind

zeigt uns ein flüchtiger Besuch des Sicherheitsbureaus der Polizei.

Wir wählen dazu den Tag einer Razzia. Eine tüchtige Schaar von Polizeibeamten und Gensdarmen hat in der Nacht die berüchtigsten Kneipen durchstöbert und, was sich dort an nicht legitimirten oder bedenklichen Gästen vorfand, in den Polizeiarrest abgeführt.

Die zahlreiche Gesellschaft steht jetzt vor den Beamten im Sicherheitsbureau Vermahnung, Arrest oder Ausweisung erwartend. Unter diesen Gestalten ist der Louis vielfach vertreten mit seiner stereotypen Frisur, das Haar glatt gescheitelt und über die Schläfe vorgestrichen, modischem Hemdkragen und auffallende Cravatten, einer dicken falschen Urkette und ebenso falschen blitzenden Ringen. Eine abgelebte oder aufgedunsene Physiognomie mit rohen Zügen, dazu ein freches Benehmen gegen den verhörenden Beamten, vor welchem er sich mit der Nonchalance eines Cavallieres hinstellt vollenden das Bild.

Was bekommen wir von ihm zu hören?

Er ist angeblich Bäcker, Lithograph oder Schriftsetzer u. s. w., „im Augenblicke aber ohne Stelle.

Die Polizei aber weiß, daß diese Augenblicke lange zu dauern pflegen. Er vertreibt sich inzwischen die Zeit seine „Geliebte“ auszuführen, welche der bereits geschilderten Fakultät der ars amandi angehört, spielt falsch, feiert mit Collegen Orgien, deren Kosten theils die respektiven Geliebten „verdienen“ theils auf mannigfachen

originellen Arten erworben werden, als da sind Paletots in Kaffeehäusern stehlen, Taschendiebstahl, Dachbodenrequisition, Waaren stehlen oder herausschwindeln, Zimmer miethen als angeblicher Student oder Commis, um anderen Tages mit verschiedenem Inhalt der Stube spurlos zu verschwinden. Nicht zu vergessen ist ein Erwerbszweig, welcher in gröberer Form mit dem Berliner Bauernfänger dem Louis gemeinsam ist, Leute vom Lande durch Spiele, deren Art in der Mode sehr wechselt, auszuplündern. Allein nicht nur durch unredlichen Erwerb erscheint der Louis der bürgerlichen Gesellschaft gefährlich. Hört man von einer Wirthshausstänkerei, von einem rohen Raufexzeß, waren die Hauptbetheiligten meist Louis. Bei einzelnen Gelegenheiten wie der Salvatorausschank im Frühjahre, die Kirchweih in Großhesselohe am Pfingstmontag sind es Schaaren dieses Gelichters, welche nur des Augenblickes harren einen Skandal zu beginnen auf Grund eines unbedeutenden Wortes, einer verdienten Zurechtweisung, ohne ersichtlichen Grund. Das Messer spielt bei ihnen eine große Rolle. Es ist nicht der rohe Uebermuth, die überschäumende, ungebändigte Leidenschaft des niederbayerischen Bauernburschen, sondern vielmehr eine bewußte Opposition gegen die Ordnung, ein aus dem wildesten Nihilismus hervorgehende Haß gegen ehrbare Mitmenschen, boshafte Freude an Zerstörung und Tumult. Sie wollen von der ordnungsliebenden Mehrheit gefürchtet sein und es gelänge

ihnen auch eine Panik um sich zu verbreiten, wenn nicht die umsichtige Münchener Polizei, versehen mit den besten Vollzugsorganen, gerade ihnen gegenüber eine rastlose Wachsamkeit entwickeln würde.

Neben diesen jungen Gaunern, deren Strafliste meist inhaltsreich ist, und welche häufig von der Razzia weg in das Untersuchungsgefängniß wandern, figurirt noch zahlreicher die Gestalt des müßigen Landstreichers, der in zerlumpten Kleidern, körperlich und geistig die traurigste Verwahrlosung zeigend sich die Pfennige erbettelt, die er in den Spelunken vertrinkt.

In allen Altersstufen, bis zum Greise mit weißem Haare, treten diese bald Eckel bald Bedauern einflößenden Paries der menschlichen Gesellschaft auf, bald die gräßlichen Spuren des Elends in den bleichen, eingefallenen Gesichtszügen, bald das Kennzeichen des Branntweinsäufers in den stieren Augen, dem bläulichen Gesicht. Stupid mit der apathischen Resignation der Gewohnheit hören die einen das Verdict der Verschubung an — wie oft im Leben wurden sie schon auf diese Weise in die Heimath befördert, in welcher sie von den Gemeindegenossen als eine zuwidere Last eine Zeit lang abgenährt und den Schulkindern als warnendes Beispiel eines „Lumpen" demonstrirt werden, von den besitzesstolzen Bauern verächtlich über die Achseln angesehen, von den Burschen als Spielball ihres Uebermuthes benutzt, vom

Pfarrer als verirrte Schaafe mit salbungsvollen Ermahnungen gequält bis der alte Vagantengeist sie erfaßt und eines Tages die Gemeindebürger des alten Thunichtgut so lange los sind, als ihn nicht wieder irgendwo ein Gensdarm aufgreift und eines schönen Tages sich die alte Geschichte zum dutzendsten Male wiederholt oder zwei Jahre im Rebdorfer Arbeitshause den Wandersinn in Schranken halten. Andre zeigen dagegen in den gramvollen Zügen das ganze, in's Herz greifende Leid des durch Unglück und Hunger auf diese Stufe gelangten besseren Menschen, dem sich keine barmherzige Seele zur rechten Zeit zur Rettung geboten hat und für den von Arbeit überhäuften, im steten Umgange mit den Auswüchsen der bürgerlichen Gesellschaft kalt gewordenen Beamten nicht, wohl aber für den Denker, den Philantropen, ist in diesen abgehärmten, verbitterten Zügen, in der düsteren, nicht apathischen, sondern stummen, klagenden Ruhe dieser Unglücklichen ein Roman zu lesen, den schöngeistige Damen von ihrer Chaiselongue aus freilich langweilig und uninteressant finden würden, der aber eine der ernstesten Fragen mit furchtbarem Realismus behandelt.

Unter den Helden der Razzia befinden sich oft auch ganz harmlose arme Teufel, die nichts weiter verschuldet haben, als daß sie keine Arbeit finden konnten und ohne Geld nicht die Mittel hatten, ungestört zu privatisiren. Ihnen konnte sammt aller Ehrlichkeit die Schande

einer Arretirung nicht erspart bleiben. Denn Mittellosigkeit ist der erste Anlaß zum Verbrechen, und die Polizei darf nicht zimperlich mit der Ehre brodloser Leute umgehen, wie es die feine Welt mit der Ehre großer Schurken thut. „Warum bist Du arm?“

Armuth ist verdächtig; der Brodlose muß im Voraus als gefährlich betrachtet werden. Wenn Du keine Arbeit findest, thut es mir herzlich leid, aber, daß Du ohne Geld nicht arbeitest, ist mir, der Geld hat, unheimlich. Ich muß mich sichern, und ich kann bei den jetzigen Zeiten nicht sentimental sein.

Wenn ich gewiß gewußt hätte, daß Du als ehrlicher Kerl verhungerst, hätte ich Rücksichten nehmen können.

Aber Vorsicht ist die Mutter der Weisheit und, so schlimm es ist, nicht Du der Arme, ich der Besitzende muß vor Allem geschützt werden!“

Dieses ist der allgemeine Gedanke der Gesellschaft, den ein sich selbst bewundernder Liberalismus mit Phrasen übertüncht, der Socialismus nicht aus der Welt schaffen wird.

Die Polizei aber ist nur ein Werkzeug, das seine Pflichten erfüllt, Pflichten, die ihre harte Ordre von Gesetzgebern erhalten, so alt als die Menschheit, von Gesetzgebern, gegen die Legionen von Rebellen umsonst anstürmen würden. — — — — — — — —

Da habe ich wieder so eine hypochondrische Anwandlung bekommen um ein paar arretirter Handwerksburschen willen und verscherze mir noch vollends die Gnade derer, die ich durch meine Scherze schon ungnädig gemacht habe. Wai geschrieen! Ich widerrufe! Ich widerruf' bei Allem, was — — stein oder — — feld oder — — thal heißt, bei der ganzen Zoologie, Astronomie, Geographie, Mineralogie und Botanik. Sollen sie leben lang und sein glücklich! Ich bin ein ehrlicher Freund der „Aufklärung", ohne welche wir keine so hohen Offiziersgagen hätten, und die Bauernkapläne keine so wichtigen Personen wären und des „wahren Fortschrittes", ohne welchen man keinen Zeugnißzwang hätte, ja nicht einmal eine „wirthschaftliche Krisis", welche zu so nützlichen rhetorischen Uebungen Gelegenheit gibt.

„Wirthschaftliche Krisis!" Kostbares Wort!

Da fällt mir ein, daß ich eine weitere Schilderung der Polizeigeheimnisse füglich unterlassen kann. Man hat ja schon genug Geschichten von Berlin bei Nacht und Wien im Finstern, Industrieritterromane und Detektivnovellen, welche erzählen, was, wie in Wien und Berlin, auch in München im Sicherheitsbureau vorkömmt, denn bei uns sind die Detektivs nicht weniger gewandt als in Berlin, und die Spitzbuben und Industrieritter haben für München sogar, namentlich im Sommer, eine gewisse Vorliebe, wenigstens zu einem

mehrtägigen séjour. Ich gedenke vielmehr bei dem Worte „wirthschaftliche Krisis“ einer Klasse von Spitzbuben, welche leider der Polizeigewalt unzugänglich sind.

Die Münchener Geschäftsleute klagen wie die anderen, über schlechte Zeiten, über gestörte Kreditverhältnisse. Da gibt es aber in München, zahlreich wie das Ungeziefer in alten Häusern, eine Menschensorte, welche auch den Namen „Geschäftsleute“ sich beilegt und aus der Krisis statt wie andere Schaden, erklecklichen Nutzen schlagt. Es sind dieß jene gesetzlich unantastbaren, privilegirten Gauner, welche man am Besten als „moralische Zuchthäusler“ benennen kann. Sie haben zwar nichts gethan, worauf Zuchthausstrafe stände, aber, was sie thun, stellt sie in der öffentlichen Achtung unter manchen Zuchthaussträfling. Ich meine die große Zahl von Wucherern und ihren Agenten, welche ein würdiges Pendant zur Prostitution bilden. Jede Nummer der Neuesten Nachrichten enthält die zahlreichen Spuren ihrer Existenz. Einzelne haben noch die Schamlosigkeit, ihre Namen zu veröffentlichen.

Der Wucherer ist meist „Privatier“, d. h. ein Mensch, der mit einigen tausend Gulden faullenzen will und, um dieß möglich zu machen, statt durch ehrlicher Zinsen sich durch den qualificirten Taschendiebstahl bereichert. Er ist selten Jude, meist Christ, aber je christlicher er ist, desto größer ist die Kehlabschneiderei.

Der Wucher ist in München in den Kreisen der Privatiers eigentlich modern geworden.

Es wuchern Leute, die sonst streng auf ihre Ehrbarkeit geachtet wissen wollen.

Ich spreche aber nur von den gewerbsmäßigen, öffentlich bekannten Wucherern.

Ihre Leistungen an Niederträchtigkeit grenzen an's Fabelhafte, und der berüchtigste polnische Jude ist ein Dilettant gegen diese Herrn. Dabei halten sie ihre Geschäfte keineswegs geheim, mit einem grandiosen Cynismus sprechen sie auf der Bierbank von demselben „Erlaubt ist, was nicht mit Zuchthaus bestraft wird!" ist ihre Philosophie, und ihr Gebahren nennen sie „Spekulation" so gut wie jeder Börsenfürst. Würden sie ihre Opfer nur aus den Kreisen leichtsinniger Lebemänner nehmen, wäre ihr Walten weniger verhängnißvoll, als es dadurch ist, daß vor Allem die kleinen Gewerbsleute unter ihren Geierkrallen sich winden und zucken. So werden sie eine im Stillen fortfressende Pest, von welcher freilich eine nicht auf's Kleine, sondern nach dem Großen blickende Beschönigungssucht nichts wissen will. Hier kann man renommiren — für die tausend kleinen Verhältnisse verlohnt sich der Blick der Weltweisen nicht. Das verhängnißvolle Wirken dieser Schurken wird vor Allem befördert durch eine Anzahl von Agenten und Unterhändlern.

Diese theils aus dem Wiener Krach nach Mün-

chen importirte, theils aus verkommenen Landwirthen oder Geschäftsleuten bestehende Sammlung von Gaunern entfaltet oft unter den klingendsten Titeln, als Bureaus und als Compagniegeschäfte ihre Thätigkeit, und bewegt sich theilweise als Dandy kostümirt in den elegantesten Cafés, wie das Café Maximilian, während das Café Danner und Karlsthor die Domäne der gemeineren, d. h. im kleineren Style arbeitenden Güterzertrümmerer und Wucheragenten bildet. Diese Seite der Münchner Mysterien ist weitaus die dunkelste und hier den Schleier lüftend, würde man ein Bild menschlicher Scheußlichkeit vor sich sehen, gegen welches die gemeinsten Spelunken, welche die Razzia heimsucht, ein Schatten wäre. Hier hat München ein Geschwür gleich stinkend, nur noch gefährlicher als die Prostitution.

Wo aber ist der Arzt, der es mit energischem Schnitte beseitigt? Er ist schwer zu finden, ich gebe es zu, aber daß auch hier die am falschen Platze sich breit machende Lokalpresse eine ätzende Salbe auflegen könnte, wann sie besser ihre Aufgabe verstünde, ist ohne Zweifel.

Siebenter Bilderbogen.

Wie Isar-Athen ißt und trinkt.

Als echter „Haferlgucker“ habe ich in alle Häfen des gemischtesten Inhaltes geguckt, nur noch nicht in den Bier- und Küchenhafen. Es wäre eine unverzeihliche Sünde dieß zu unterlassen, ein literarischer Selbstmord. Denn in München nicht vom Essen und Trinken zu sprechen, wäre, als ob man in Berlin nicht von der „Intelligenz“, in Wien nicht von den „feschen Madeln“, in Dresden nicht vom „Blümchenkaffee“, bei einer Heirath nicht vom „Gelde“ und beim Tode nicht von der „Erbschaft“ sprechen, in der Synagoge „Und das Gold ist nur Chimäre“ singen, im katholischen Casino einen Toast auf Dr. Sigl ausbringen würde.

Die Wichtigkeit der Sache leuchtet sofort ein. Vom Trinken muß man sprechen, weil das Bier ein Getränke ist, das Wort „Bier“ aber in München ungefähr be-

deutet, was in Rußland „Wutky", in England „Rost-beaf" bedeutet.

Vom Essen aber muß gesprochen werden, weil die Münchener Gasthausküche durch eine kaum conkurrenzfähige Schlechtigkeit sich auszeichnet.

Von Billigkeit aber bei beiden Nahrungsmitteln zu sprechen ist ein Anachronismus, als würde man in Rom noch nach vestalischen Jungfrauen fragen.

Das Hauptnahrungsmittel der Münchener, Schlegel-, Nieren-, Brustbraten ist zwar in jenen, in meinem ersten Bilderbogen geschilderten alten Gasthäusern ganz trefflich zu haben, allein damit ist das Menu derselben so ziemlich erschöpft.

Die Mehrzahl der gebildeten Gasthausbesucher zieht es vor, mit mehr Abwechslung heute einen schlechten Kalbs- und morgen einen nicht minder schlechter Rinderbraten, übermorgen dann ein ebenso zubereitetes Cotellet oder Roastbeef zu verzehren. „Man kann sich an Alles gewöhnen!" denkt der geduldige Münchener Garçon.

„Man kann sich an Alles gewöhnen!" denkt ebenso der Speisewirth und setzt Einheimischen und Fremden seine schlechte Waare zu hohen Preisen vor. Der Münchener Speisewirth, der Besitzer einer Restauration für feinere Leute ist der köstlichste Typus, wie er nirgends wiederkehrt. Er ist nicht für die Gäste da, sondern die Gäste für ihn. Nach diesem Hauptaxiom richtet sich

sein ganzes geschäftliches und persönliches Auftreten. In ersterer Beziehung weiß er, daß bei seinen Collegen in den übrigen Restaurationen gleich ihm, „zwar nicht gut, aber theuer", Geschäftsprincip ist, daß daher die Gäste sich von ihm gefallen lassen, was sie von einem anderen ebenso dulden müßten. Man hat eben eine Restauration nicht um Hungrige und Durstige anständig für ihr Geld zu behandeln, sondern um recht viel zu profitiren und den Protzen spielen zu können. Diesen spielt er nun mit unübertrefflicher Lebenswahrheit. An seinem bestimmten Platze des Lokales festgenagelt, den er nur selten verläßt, blickt aus jeder Miene der Herr über Filet de Boeuf und Kalbskopf. Der „Herr" ist ja auch die Bezeichnung, die ihm statt des früher üblichen Wortes „der Wirth" oder „der Gastgeber", von den Gästen verliehen wird.

Als der „Herr" fühlt er sich auch nicht verpflichtet, wie dieß in Landstädten üblich ist, eintretende Gäste zu begrüßen. Höchstens für persönliche Bekannte hat er ein herablassendes Kopfnicken. Ob die Gäste pünktlich bedient werden ist ihm ziemlich gleichgültig, ein sichtbares Eingreifen in die Thätigkeit des Personales ist nicht wahrzunehmen, nur in gewissen Fällen hat er die Liebenswürdigkeit dem gebildeten Gaste an einem en passant geführten Zwiegespräche mit einer Kellnerin, die einen Teller gebrochen oder dgl. zu zeigen, daß auch

der „feinste Restaurateur“ das Münchener Schimpfwörterlexikon auswendig kann. Der Fremde gibt sich in der Regel vergebens Mühe, aus den im Lokale Anwesenden den Besitzer zu erkennen. Hier und da ist er daran zu erkennen, daß er mit einigen seines näheren Umganges Gewürdigten zur Mittagstafel Champagner trinkt, was von Gästen aus guten Gründen vermieden wird.

Ein entsprechendes Pendant ist seine Ehehälfte, die „Madame“. Mit dem Stolze einer Infantin sitzt sie an der Seite des Ihrigen und aus ihren Mienen strahlt das Bewußtsein souverainer Erhabenheit über Buffetdame und Kellnerinen, wenn gleich sie oft aus den Reihen derselben zur jetzigen Höhe, zum jetzigen Embonpoint sich entwickelt hat. Ist sie bereits eine Dame von Jahren, die sich aus der simplen Wirthin zur Restaurateurin emporgeschwungen hat, dann muß ihr neben dem hohen Selbstbewußtsein doch auch der Vorzug eingeräumt werden, daß sie als thätige Hausfrau in das Geschäft eingreift und rührig hinter den Coulissen wirkt, während der Herr Gemahl die leichtere Rolle der Repräsentation vor den Rampen in der geschilderten Weise übernimmt. Anders, wenn „Madame“ noch jung an Jahren, von einem Buffet oder der Kaffeekanne weg den Restaurateur mit ihrer Hand beglückt hat. Dann lehnt sie mit der Nonchalance einer Prinzessin an ihrem gewohnten Platze in möglichst eleganter Toilette, fixirt

verweisend die Gäste, welche sich nicht veranlaßt fühlen sich durch ein ceremoniöses Kompliment für die Liebenswürdigkeit zu bedanken, daß es ihnen gestattet wird, für theures Geld schlecht zu essen und lächelt verbindlich, wie die verwöhnteste Primadonna, den Herrn zu, welche ihre Gnade für ein dringendes Bedürfniß halten und die gnädige Göttin des Schlegelbratens nicht tief genug bekomplimentiren können. Mit Madame beginnt die Kette der galanten Ovationen.

Madame ist vor Allem der Gegenstand der Huldigung der alten Stabsoffiziere, Doktoren und Staatshämorroidarier, denen sich die jüngere Generation der Lieutenants und der fashionablen Dandys von Adel oder wenigstens von „eigenem Geschäfte" anschließen.

Wir wollen nicht weiter untersuchen, welche der beiden Parteien mit ihren Huldigungen sich besser insinuire. Nächstberechtigt und, in Hinsicht auf Courmachen, häufig Nebenbuhlerin der Madame ist die Buffetdame. Die Buffetdame ist im Grunde nur eine im Sinne Darwins verwandelte Art der Kellnerin und zwar ist die Verwandtschaft eine unmittelbar nachweisbare; die Wandlung besteht nur darin, daß die Hauptrace „Kellnerin" in der Buffetdame die Schürze und das Geldtäschchen verloren und dafür die Feder und das Einschreibbuch als Werkzeug erhalten hat, womit allerdings einzelne Erscheinungen, wie gänzliches Schwinden

der Trinkgelder, größere Isolirtheit von der Gattung „Gäste", in Folge dessen größere Schwierigkeit der Annäherung und in Folge dieses Grundes eine feinere Geschmacksentwicklung verbunden sind. Der ganze Habitus jedoch zeigt noch alle Haupteigenschaften der Kellnerin.

Da nun die Madame häufig aus beiden Arten nur durch Zuchtwahl des „Herrn" hervorzugehen pflegt, darf es keine zu kühne Hypothese genannt werden, wenn man behauptet, das ganze weibliche Personal der Restauration bestünde nur aus unter sich eng verwandten Varietäten der allgemein verbreiteten Gattung „Poussirbesen." Die Buffetdame will natürlich, wenn sie gefragt wird, nichts von einer Verwandtschaft mit der Kellnerin wissen. Sie ist durch ihre Thätigkeit hinter der Schranke des Buffets veranlaßt, die Verehrer erst an sich herankommen zu lassen und, da es nicht Jedermanns Sache ist, sich vor das Buffet hinzupflanzen und so gewissermaßen öffentlich als Seladon aufzutreten, hat sie nur einen sehr beschränkten Kreis von Verehrern, der um so distinguirter zu sein pflegt, da nur die ausgesuchtesten Gecken diese Art demonstrativer Galanterie vor dem Buffet belieben, wenn sich auch zuweilen der Fall ereignen mag, daß ein sonst anständiger Mensch erst per distance sich in die Buffetdame so verliebt, daß er anfangs schüchtern sich einige Minuten, endlich

einen halben Nachmittag oder Abend vor das Buffet pflanzt.

Die Buffetdame hat nebenbei die besondere Eigenthümlichkeit ob ihrer Bekanntschaft mit dem Addiren und ob ihrer Kenntniß der Orthographie von Beefsteak und Cotelettes aux fines herbes, Fricandeau ꝛc. ꝛc. sich eine besondere „Bildung" zuzumuthen, in Folge dessen sie illustrirte Zeitungen mit Leidenschaft liest und mit ihren Verehrern von der Oper spricht.

Das dritte weibliche Inventar der Restauration ist die Kellnerin, und dieser spezifisch Münchnerischen Kulturerscheinung muß ein besonderes Augenmerk geschenkt werden. Dieselbe erscheint in den Bräuhäusern und in den Bierwirthschaften alten Styles als die bajuwarische Jungfrau, welche unterstützt von einem ausgiebigen Maße runder Körperformen weniger durch ihre Grazie als durch die Muskelkraft imponirt, mit welcher sie eine erkleckliche Anzahl von Maßkrügen in den beiden robusten Händen trägt, ein weiteres Paar gegen den gewaltigen Busen gestemmt. Göttliche Grobheit fließt von ihren Lippen und eine Dosis männlich kräftigen Scherzes, welche eine Baronesse mit sechszehn Ahnen in die unergründlichst tiefste Ohnmacht fallen ließe, zwingt kein Erröthen auf die rundlichen Wangen, ein biederer Handschlag auf den Rücken, den der Betroffene noch einige Tage spürt, ist das zarte Zeichen, daß sie dem Schäcker

nicht zürne, so lange die Dosis nicht das Quantum erreicht, welches ins Polizeiwidrige geht.

Auch dann flieht die tapfere Bajuwarentochter nicht, sondern in wuchtigen Worten, meist mit der Zoologie nahe zusammenhängend, entladet sie den ihre Brust durchwühlenden Zorn beleidigter Weiblichkeit. Allmählig stirbt, wie es scheint, dieser Stamm urwüchsiger Heben aus und an ihre Stelle tritt in den gewöhnlichen Wirthschaften die Gestalt des zwischen Dorf und Stadt schwankenden, zuweilen ländlich hübschen, häufig aber vom Zahne der Zeit oder vom Wandel widriger Geschicke welk gewordenen „Trampels“, wie die vulgäre Sprache ein weibliches Wesen, das mit den Sylphiden und Elfen keinen näheren Umgang pflegt, zu bezeichnen gewohnt ist.

In den Restaurationen dagegen und den Kaffeehäusern hat in der Gestalt des servirenden Fräuleins die Kellnerin sich zu einer kulturhistorischen Specialität entwickelt, die als Antipode der Bräuhausnymphe von ci devant zu betrachten ist. Das servirende Fräulein ist zwar häufig, aber nicht immer hübsch und jung, immer aber galanten Huldigungen sehr geneigt und stellt ein Mittelding zwischen Dame und Dienstbote insoferne dar, als es pro primo nicht „dient“, sondern „im Geschäfte ist“, pro secundo in den Ausgangstagen den Anforderungen der Mode in einem Grade zu genügen bestrebt ist, welcher es zu einem beliebten Kunden der betreffenden Geschäftsleute macht, da ihre bescheidene

sociale Situation dasselbe zum gemeinen Baarzahlen nöthigt, während der Officiers- oder Beamtensfrau das fashionablere „auf Rechnung“ d. h. schuldig bleiben, wenn auch mit saurer Miene gestattet werden muß. Die Dienstbotennatur dringt aber, abgesehen von dem Charakter der Beschäftigung, durch die Liebe zu Trinkgeldern an den Tag. Von Seiten der Gäste jedoch wird es meist sorgfältig vermieden die Kellnerin allzu sehr an ihre Dienstboteneigenschaft zu erinnern, denn das servirende Fräulein sieht ebenso auf gute Behandlung wie auf gute Trinkgelder. Da aber letztere im Münchener Gasthausleben sehr selten sind, muß sich dasselbe meist auf die gute Behandlung beschränken, die ihm denn auch, wenn es hübsch und jung ist meist zu Theil wird, ja mitunter ist die Kellnerin in die Lage gesetzt, wie jedes Frauenzimmer, das man zu zart anfaßt, eine tyrannische Herrschaft über die Gäste auszuüben, welche sich diese geduldig gefallen lassen, denn man weiß, daß Leute, welche mit den Messern auf die Teller klopfen oder gar über schlechte Bedienung schimpfen, mit einer Geringschätzung behandelt werden, welche oft für die Fleckenlosigkeit ihrer Beinkleider gefährlich wird, während der gehorsame Gast oft eine Vergünstigung erfährt, daß er vor einer selbst in München ungewöhnlichen schlechten Speise gewarnt oder auf einen ausnahmsweise schmackhaften Bissen aufmerksam gemacht wird. Um solche Vergünstigungen zu erfahren, muß man aber vor Allem

vermeiden, 1) sich einen Pfennig herausgeben zu lassen, 2) mit dem Messer oder dem Deckel des Bierglases zu klopfen, 3) und vor Allem das Fräulein vom Tisch, wo der Angebetete oder wenigstens Anbetende sitzt, vorzeitig wegzurufen. Das servirende Fräulein ist im Allgemeinen nicht spröde, und, wer recht aufmerksam bedient sein will, fährt des Vormittags, wenn sie ausgehen darf, mit ihr in einem Zweispänner in den englischen Garten oder nach Großhesselohe oder des Winters lädt er sie zu einem kleinen Frühschoppen in einem nicht allzu frequentirten Weinhause ein.

Mit den meisten Restaurationen ist der Ausschank eines Getränkes verbunden, für welches sich der Wirth 20 ₰ bezahlen läßt, unter der Angabe,, es sei dieß Kaffee. Außerdem aber existiren in München noch eine Menge Etablissements, deren Besitzer sich ausschließlich durch Verabreichung dieses mystischen Getränkes das zu einem Privatier nöthige Kleingeld erwerben.

Auch hier ist die Kellnerin die Spenderin der zweifelhaften Gabe und zwischen ihr und der Restaurationskellnerin besteht nur der Unterschied, daß Estere auch Theaterbillete annimmt, was Letztere niemals thut, und zwar deßhalb, weil die Kaffeewirthschaften um sieben Uhr geschlossen werden, die Restaurationen aber erst um Mitternacht. Das Kaffeehausleben ist in München so entwickelt fast wie das Biertrinken und, wer des Nach-

mittags alle Kaffeehäuser von 1 Uhr bis zum Geschäftsschlusse gefüllt sieht; könnte glauben, in München gebe es eine Anzahl von Leuten, welche von ihren Renten leben. Da dies aber nicht der Fall ist, die meisten Kaffeehausgäste vielmehr „Geschäftsleute“ sind, habe ich mir nie recht enträthseln können, wer die Geschäfte führt, wenn die Leute im Café sitzen bis ich durch einige Leistungen auf den Gedanken gekommen bin, daß die Geschäftsleute nur die Rechnungen machen, was nicht viel Zeit kostet, das Uebrige aber Jemand, der nicht so viel zu verstehen braucht, wie der Geschäftsmann vom Billard oder Tarokspielen, besorgt, was zwar für den Kunden nicht sehr angenehm, für den Herrn Geschäftsmann aber sehr bequem ist.

Außer den Kaffee- und Speisehäusern hat München noch eine ziemliche Anzahl kleiner Anstalten zur Ausbeutung des Geldbeutels und Untergrabung der Gesundheit, welche man „Weinhäuser“ titulirt, und welche die Popularität der Chemie in erschreckenerregender Weise den Mägen und Köpfen Derjenigen vordemonstriren, welche sich nach den schlechten Speisen und Bieren der Restaurationen noch nicht unwohl genug fühlen und deßhalb noch vor Schlafengehen in einer solchen chemischen Anstalt eine Dosis Gift zu sich nehmen.

Darum blickt der echte Münchner mit sehnsüchtig schwärmerischen Blicken nach seinem, ihm leider eine

geraume Zeit des Jahres verschlossenen Ideale und eine Beruhigung gewährt es ihm all' solchen Vorwürfen, denen er Recht geben muß, doch mit stolz gehobener Brust entgegensetzen zu können: „Ja aber — — —"

Was ist nun dieses Ideal? Ein krummes Gebäude, mit einem Hof, der nicht ganz so schmutzig ist, wie noch vor Kurzem, und düsteren, weißgetünchten Hallen mit hölzernen Bänken, wurmstichigen, biertriefenden Tischen, an denen sich die Reste aller möglichen vegetabilischen und animalischen Nahrungsmittel mit Fragmenten der Neuesten Nachrichten eines von keiner reinigenden Hand gestörten Daseins erfreuen, dort unter einer lärmenden, schreienden Menge froh, ein schmales Winkelchen gefunden zu haben, nachdem er an der Schenke wie ein Held gerungen hat, jeden Augenblicks gewärtig, getreten, gestoßen, mit dem göttlichen Nasse übergossen zu werden.

Das ist des Müncheners Ideal, das Hofbräuhaus.

Als das gewaltigste Sensationsereigniß geht die Kunde durch die Stadt, daß es wieder Hofbräuhausbier gibt, Einer frägt den Anderen mit einer Spannung, die der höchsten Staatsfrage entsprechend, wie der Stoff sei. Hätten wir hier Feuilletonisten, um diese Zeit könnten die Herrn nur auf Interesse rechnen, wenn sie das Bierthema ordentlich auszunützen verstünden durch pikante Skizzen, wie „Memoiren eines Maßkruges",

„HB",*) „Aus der Jugend der Radirosl", „Phantasien eines Schenkknechtes" u. s. w. Sind Sie froh, meine Herrn Münchener Feuilletonisten, daß Sie keine Feuilletonisten sind, so bleibt Ihnen diese Schwierigkeit vom Halse!

Das Hofbräuhaus ist Münchens Lebensnerv, ohne Hofbräuhaus wäre es wie Wien ohne Burgtheater, wie Rom ohne seine Ruinen, wie Frankfurt ohne Juden. Der echte Stoff, der den ganzen Tag hindurch die Hallen füllt, reicht zwar immer nur so lange aus, als durch den Consum des gemeinen Bierpöbels nicht das Interesse der privilegirten Kehlen einiger Staatsräthe, Professoren oder Stabsoffiziere gefährdet wird, welche als sog. Hofbräuhausgesellschaften das Recht haben, das ganze Jahr hindurch Hofbräuhausbier zu trinken. Sobald diese Gefahr droht, dann lechzt kein Tropfen echten Stoffes mehr eine gemeine Münchner Kehle. Während der Saison aber, vor Allem jedoch während des Ausschankes des Hofbräuhausbockes im Monat Mai ist das Leben in diesen antidiluvianischen Räumen ein wahrhaft originelles. Unter den Klängen einer Bockmusik, welche insbesondere die Nationolhymne der Münchner „Guten Morgen Herr Fischer" eines der geistreichsten und poe-

*) Die kabalistische Chiffre auf den Maßkrügen des Hofbräuhauses.

tisch rührendsten Volkslieder, die ich kenne, exekutirt und dabei von dem Publiko als Chorus begleitet wird, läßt sich in den Hallen und im Hofe, stehend meist oder zufrieden, ein Faß als Sitz zu finden, der Bureaukrat neben dem Arbeiter, der Student neben dem Spießbürger den Trunk schmecken und Alles beherrscht das Gemeingefühl, daß der Bock alles gleich macht. Dabei beobachtet das souveräne Hofbräuhausvolk bei dem geringsten Krakehl eines vorwitzigen Burschen sofort ein kurzes Verfahren, wodurch dem Betreffenden der Ausgang des Hofbräuhauses in der einfachsten und promptesten Weise gezeigt wird. Dazu geht dies Ereigniß ohne Geschrei, ohne besonderen Lärm so glatt vor sich, daß Fernerstehende es kaum bemerken und die kurzhändigen Richter kehren ohne Aufregung zu ihrem Maßkruge zurück.

Der Hinausbeförderte kennt den Comment gut genug, um nicht wieder am selben Tage zurückzukehren.

Die Exekutionsorgane aber hegen gegen ihn keineswegs unfreundliche Gesinnungen. Heute hat er einen augenfälligen Beweis erhalten, daß er sich eines Fehltrittes gegen die Hofbräuhaussitte schuldig gemacht hat, morgen ist Alles vergessen und die Hand, die gestern seinen Körper in eine unfreiwillige Vorwärtsbewegung brachte, klopft ihr heute gemüthlich auf die Schulter. Da ist es im Monat März bei dem Salvatorausschank

auf dem Zacherlkeller ganz Anders. Die Gestalt des Strizzi, die im Hofbräuhause nicht recht heimisch wird und, wenn sie dort auftritt, bescheiden die Herrschaft des Spießbürgerthums anerkennt, ist der Held des Salvatorausschankes und ihr massenhaftes Auftreten, ihr rohes Gebahren hat in den letzten Jahren der Salvatorsaison die Volksthümlichkeit besseren Sinnes geraubt und an deren Stelle rohe, excessive Sitten gesetzt, welche es nicht rathsam machen, den Salvator in den späteren Nachmittagsstunden zu besuchen. Während beim Hofbräuhausbock der gesunde Humor der Spießbürgerlichkeit, wie er den Grundcharakter des Münchener Volkslebens bildet, in seinem Festgewande erscheint, ist der Salvatorkeller vielmehr das orgienartige Gemälde eines in neuester Zeit mit dem Wachsthum der Stadt als nothwendiges Uebel verbundenen Gesindels der unheimlichsten Sorte. Im Rahmen hofbräuhäuslichen Spießbürgeridylls sind die Zeitungscolporteurin, das Radi- und das Nußweib hervorragende Kabinetsfiguren, welche auch in der Geschichte der Münchener Kunst ehrenvoll auf manchem Meisterwerke vertreten sind. Die Radirosl zwar, die Coryphäe ihrer Zunft, ist den Weg gegangen dahin, wo kein Radi blüht, ihr schnapsrothes Gesicht ist die Speise der Würmer und ihr Hut, dieses Meisterstück der Putzmacherkunst und Hobelspänen, Rosen und Spitzen, wo ist er hingerathen? Wenn aber auch ihre Stimme nicht mehr schnarrend ruft: „Rrrradi, Rrrradi meine

Herrn!", worauf sie dann dem Abnehmer ein vollkommen salonfähiges Kompliment mit dem im elegantesten Französisch gesprochenen: „Adieu!" zu machen pflegte, in der „Frau Professorin" lebt noch ein würdiges Original, das in Bonnets Bierhalle auf dem Gemälde des einstigen Bockstalles verewigt ist. Die Frau Professorin ist eine alte Zeitungscolporteurin, welche ihren Namen von der mächtigen Brille, die sie trägt, hat und ihre Originalität zumal in einer unnachahmlichen hüpfenden und tänzelnden Gangart und dem sirenenhaften Lächeln ihres zahnlosen Mundes sucht.

Die übrigen derartigen Figuren zeichnen sich überhaupt nur durch die Thatsache ihrer Existenz aus, als ein München specifisches Bild im Gasthausleben, ein Pendant der Kellnerin von ungemein drastischer Wirkung. Ich überlasse es einem Philosophen, über die kulturhistorische Bedeutung der alten Weiber für Isar-Athen in einer Berliner Theegesellschaft einen Vortrag „Das Ewige Weibliche bei den süddeutschen Hellenen" zu halten. Das wäre für gewisse Herrn, die jedes Jahr einen Band „Ueberflüssige Skizzen", „Gedankenreste", „Alles Mögliche und Unmögliche", „Literarischer Pfennigbogen", „Taschengeldplaudereien" u. dgl. gebären, eine Aushilfe für einen Druckbogen.

Ich aber gedenke noch mit einigen Strichen des Münchner Sommerlebens. Dieses beginnt offiziell mit dem obligaten Pfingstausflug, der bald in weitere

Ferne mit der Bahn, bald zur Großhesseloher Kirchweih oder auch nur an einen Vergnügungsort im englischen Garten gemacht wird.

Jeder Sommersonntagnachmittag ist für den Münchner Spießbürger undenkbar ohne einen Ausflug mit Kind und Kegel, und des Abends ist es rührend anzusehen, wie der Vater einen Bengel an der Hand führt, einen zweiten auf dem Arme trägt, die Mutter aber die beiden Jüngsten im Wägelchen durch die Stadt fährt. So bewegen sich von allen Himmelsgegenden Gruppen durch die Straßen, zu welchen der den Vater aus guten Gründen führende Schuljunge, die sorgsam dirigirende Gattin treten. Der Bahnhof aber speit die Unzahl der von Starnberg Heimkehrenden in die Schützenstraße aus, zierliche Dämchen mit gepflückten Feldblumen in den Händen, einen galanten Shawlträger an der Seite, die Eltern im Rücken, bis es ihnen durch die unbewußte Gefälligkeit eines Wagens, „dem man ausweichen muß", gelingt, in geschickter Benützung des Augenblickes den Rücken frei zu bekommen.

Ueber die Vergnügungsorte in der Nähe Münchens läßt sich ganz kurz berichten. Die Besitzer haben, Starnberg voran, ein glückliches Talent, die geschilderden Eigenschaften der Münchner Restaurateure nachzuahmen und auf die Gutmüthigkeit der Münchner zu rechnen. In welchem Grade diese vorhanden ist, hat eben der letzte Bilderbogen gezeigt. Hoffentlich aber darf ich auch

ein Wenig darauf zählen, wenn ich jetzt verstumme und nur noch wünsche, meine Leser mögen diese Skizzen verdaulicher finden als die Gerichte der Münchner Restaurants, und nicht ganz so langweilig, wie einen Münchner Regentag.

Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

